ed. Pr. Rebau
2786

40 Paed. Pr. 2786 Rebau

Der rheinländische Kinderfreund.

Paed 3 ...

Ein Festgeschenk für fleißige Kinder.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Zum Haus- und Schulgebrauch

herausgegeben von

Heinrich Rebau.

Zweyte verbesserte Ausgabe.

Mannheim, bey Tobias Löffler.
1825.
(Preis: 30 Kreuzer rheinisch.)

25 B

Nachricht.

Lehrer und Schulvorsteher, welche dieses Buch in ihren Schulen brauchen, erhalten, wenn sie sich in portofreyen Briefen direkt an unterzeichnete Buchhandlung wenden und wenigstens 25 Exemplare auf einmal nehmen, das Exemplar zu 24 Kreuzer.

Ferner erscheint bey mir von demselben Verfasser:

Kleine Naturlehre.

Kleine Weltgeschichte, wie die bereits erschienenen Schriften Rebau's, gleichfalls den Bedürfnissen der Stadt- und Landschulen gemäß ausgearbeitet, und billigen Preises.

T. Löffler'sche Buchhandlung
in Mannheim.

Von dem Verfasser dieser Schrift sind erschienen und den Schulen in der Stadt und auf dem Lande zu empfehlen:

Kleine Geographie. Dritte Auflage. Brosch. . . . 15 kr.

Kleine Naturgeschichte, nebst einer gedrängten Uebersicht der Naturlehre. Zweyte Aufl. Brosch. . . . . 24 kr.

Teutsche Geschichte. Brosch. . . . . 24 kr.

Im Laufe des Jahres erscheinen:

Kleine deutsche Sprachlehre, nebst einer kurzen Anweisung zu Briefen und andern schriftlichen Aufsätzen.

Im Büreau des deutschen Jugendfreundes in Carlsruhe ist zu haben:

Der deutsche Jugendfreund. Jahrgang 1823. Zweyte Auflage. Bestehend aus 52 enggedruckten Bogen mit Umschlägen und Abbildungen. Brosch. . . . . 4 fl.

Der deutsche Jugendfreund. Jahrgang 1824. Brosch. 4 fl. — Der billige Preis dieser Zeitschrift, so wie die zweckmäßige Einrichtung und Mannigfaltigkeit derselben empfiehlt dieses der Belehrung und Unterhaltung gewidmete Blatt der gesammten deutschen Jugend. Es erscheint davon wöchentlich ein Bogen in Oktav und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Den

hoffnungsvollen Kindern

des

Herrn Staatsraths Winter

in

Carlsruhe

gewidmet

von dem Herausgeber.

Vorwort
des Herausgebers.

Zuvörderst soll und muß bemerkt werden, zu welchem Zweck, in welcher Absicht vorliegendes Büchlein zusammen getragen und an's Licht gestellt worden ist. Da mag sich der Herausgeber ganz kurz fassen, und sagen: daß es vornehmlich für das frühere Alter bestimmt ist, daß es besonders zur Bildung des Gemüthes beytragen und manche Erscheinungen in der Natur und dem Menschenleben klar und anschaulich hinstellen und dem ju-

gendlichen Geiste nahe bringen, daß es in den kindlichen Herzen einen religiösen, frommen und zufriedenen Sinn wecken, beleben und zur Blüthe bringen soll. Deßhalb hat es auch das eigentlich Wissenschaftliche, was erst später nöthig wird, ausgeschlossen; desgleichen das trockene, Kindern wenig, oder nichts fruchtende, Moralisiren vermieden und dafür leicht-faßliche und fest-hängenbleibende Sprüche, dem Herzen entströmte und darum wieder zum Herzen gehende Lieder, Erzählungen, Gleichnisse, Fabeln u. s. w. mitgetheilt. Der Lehrer wird jedes Stück auf das Leben anwendbar finden, und ohne sonderliche Mühe hinzufügen können, was man aus diesem, oder jenem lernen, welchen Trost man daraus ziehen, welche Wahrheit man darin finden, wie man es überhaupt nehmen kann und soll.

Daraus ergiebt sich nun, daß dieses Buch nicht allein für Schulen, sondern auch für Familien bestimmt ist. In den erstern mag es als Lesebuch nicht ohne Erfolg gebraucht werden; auch kann es der Lehrer so anwenden, daß er zuerst ein Stück vorlesen, dann nacherzählen, oder aus dem Gedächtniß zu Papier bringen

läßt. Dadurch werden die Geisteskräfte auf die angemessenste und leichteste Art geweckt; ferner wird der mündliche Vortrag, auf den man leider in unsern Elementarschulen, wie in den gelehrten Bildungsanstalten viel zu wenig Rücksicht nimmt, dadurch zweckmäßig gefördert und gehoben. Denn es ist nicht genug, daß man denkt und fühlt, man muß auch im Stande seyn, das, was man gedacht und gefühlt hat, in klarer, zusammenhängender Rede mitzutheilen. In Familien läßt sich das Büchlein, als Namens- oder Geburtstags-Geschenk, oder als Belohnung vorzüglichen Fleißes, besonderer Aufmerksamkeit und guten Verhaltens einführen, und mag dann an Sonn- oder Festtagen, desgleichen an langen Winterabenden, wo Aeltern und Kinder still beysammen sitzen, wohl eine gefällige, lehrreiche Unterhaltung gewähren, zumal wenn das vorgelesene Stück nachher besprochen, durch andere Erzählungen erläutert und bestätigt wird.

Wie sich dieses Buch von andern Lesebüchern unterscheidet, mag der geneigte Leser selbst auffinden. Freuen soll es aber den Herau geber desselben, wenn man seine

Absicht billigt und mit dem Gegebenen zufrieden ist. Er hofft, daß dieß der Fall seyn werde, und verspricht, wenn dem dargebrachten Werke eine rege Theilnahme wird, in einem zweyten Theile das Wissenschaftliche, auf eine für die Jugend faßliche Art und mit gehöriger Auswahl, besonders zu behandeln, so daß sich daraus ein Ganzes bildet.

Carlsruhe, im Februar 1824.

Zur zweyten Auflage.

Der schnelle Absatz der 5000 Exemplare starken ersten Auflage überzeugt den Herausgeber, daß er etwas Zweckmäßiges gegeben habe. Deßhalb läßt er die neue wieder in derselben Gestalt in die Welt hinaus wandern und hofft, daß sie eine gleich beyfällige Aufnahme, als jene, finden werde. Zugleich dankt er für die freundlichen Beurtheilungen in öffentlichen Blättern und bedauert nur, einigen der dort gemachten Ausstellungen erst in der Folge Genüge leisten zu können.

Carlsruhe, im Frühling 1825.

Heinrich Rebau.

Sprüche
in alphabetischer Ordnung.

A. a.

Ar - muth des Gei - stes Gott erfreut,
Ar - muth und nicht Arm - se - lig - keit.

B. b.

Be - den - ke, daß, wo du auch bist,
Doch Gott in dei - ner Nä - he ist.

C. c.

Creutz und Un - ge - mach sie füh - ren
Si - cher zu des Him - mels Thü - ren.

D. d.

Die Wahr - heit ist ge - die - gen Gold,
Sie macht vor Gott und Men - schen hold.

E. e.

Ein fro - hes Herz, ge - sun - des Blut,
Ist bes - ser, als viel Geld und Gut.

F. f.

Fängst du dein Werk mit Be - ten an,
Ist's um die Hälf - te schon ge - than.

G. g.

Gu - te Sprü - che, wei - se Leh - ren
Muß man ü - ben, nicht bloß hö - ren.

H. h.

Häng' an die gro = ße Glo = cke nicht,
Was Je = mand im Ver = trau = en spricht.

J. i.

In And = rer Glück dein eig = nes finden,
Sey dei = nes Le = bens Se = lig = keit;
Denn and = rer Men = schen Wohl = fahrt grün = den,
Schafft gött = li = che Zu = frie = den = heit.

K. k.

Kriech' nicht im Stau = be, wie ein Thier,
Der Kopf sitzt ja nach o = ben dir.

L. l.

Laß And = re Vie = les seyn, und mehr als du auf Er = den;
Hier trach = te ganz du selbst, ein En = gel dort zu wer = den.

M. m.

Merk' auf die Stim = me tief in dir,
Sie ist des Men = schen Klein = od hier.

N. n.

Nimm wahr der Zeit, sie ei = let sich
Und kommt nicht wie = der e = wig = lich.

O. o.

Ord = nung ler = ne, sie ge = fällt,
Und er = spa = ret Müh' und Geld.

P. p.

Pfle = ge je = de Blu = me, die dir Gott ver = lie = hen,
Daß sie fröh = lich wach = sen mög' und herr = lich blü = hen.

Q. q.

Quel = len, wel = che Blu = men bunt um = ge = ben,
Gleicht zu = fried = ner Men = schen heit = res Le = ben.

R. r.

Recht hal = te hei = lig bis zum Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Noth.

S. s.

Straf' keck das Bö = se in's Ge = sicht,
Ver = giß dich a = ber sel = ber nicht.

T. t.

Treib' Tu = gend je = den Au = gen = blick,
Wer nicht vor = an = geht, geht zu = rück.

U. u.

Und ist kein einz' = ger Freund dir nah,
So ist der lie = be Gott doch da.

V. v.

Vor Be = trüb = niß, vor Ge = fah = ren
Su = che je = den zu be = wah = ren.

W. w.

Wer sein Bet = te macht am Mor = gen,
Braucht den Tag nicht mehr zu sor = gen.

X. x. — Y. y.

Z. z.

Züch = tig, fromm, be = schei = den seyn,
Das steht al = len Men = schen fein.

A. a.

An Freun - den su - che drei - er - ley:
Wahr - heit, Red - lich - keit und Treu.

B. b.

Bes - ser ist es ein - sam seyn,
Als sich mit den Bœ - sen freun.

C. c.

Creutz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das oh - ne Blü - the Früch - te trægt.

D. d.

Der Mann ist al - ler Eh - ren werth,
Der al - le Ding' in's Be - ste kehrt.

E. e.

Ein fau - ler A - pfel ma - chet schnell,
Dass gleich - falls faul wird sein Ge - sell.

F. f.

Freu - de, Mæ - ssig - keit und Ruh
Schliesst dem Arzt die Thü - re zu.

G. g.

Gieb Ael - tern, was du kannst, und gern und bis an's Grab:
Du schen - kest nicht, du trægst nur al - te Schul - den ab.

H. h.

Hal - te Wort, so schwer es scheint,
Dann nur traut dir je - der Freund.

I. i.

In Sturm die Son - ne spie - gelt nicht
Im Meer ihr hei - lig An - ge - sicht.

K. k.

Kæmpf' und er - kæmpf dir ei - gnen Werth,
Haus - ba - cken Brot am be - sten næhrt.

L. l.

Liebt euch auf Er - den, liebt, und wisst,
Dass Gott im Him - mel Lie - be ist.

M. m.

Men - schen Will' und Werk ver - ge - het,
Wie die Wahr - heit spricht,
Was, mit Gott ge - ei - nigt, ste - het,
Das ver - ge - het nicht.

N. n.

Nur ein - mal blüht die Le - bens - ju - gend
Doch ew' - ge Ju - gend giebt die Tu - gend.

O. o.

O fleug das Wan - del - ba - re
Fleug trü - ge - ri - schen Schim - mer.
Das Gu - te, Schœ - ne, Wah - re
Ist gut, schœn, wahr auf im - mer.

P. p.

Pla - ge dich nicht mit un - nü - tzen Sor - gen
Gott, der heu - te sorg - te, sorgt auch mor - gen.

Q. q.

Quælt dich ein zür - nen - des Ge - wis - sen,
So wirst du Ru - he nie ge - nie - ssen.

R. r.

Recht - schaf - fen seyn und tu - gend - haft,
Das ist die hœch - ste Wis - sen - schaft.

S. s.

Sich selbst be - kæm - pfen, ist der schwer - ste Krieg,
Sich selbst be - siegen, ist der schœn - ste Sieg.

T. t.

Thu' nur das Rech - te in dei - nen Sa - chen,
Das And - re wird sich von sel - ber ma - chen.

U. u.

Und wær' die gan - ze Welt dir Feind,
So acht' es nicht, ist Gott dein Freund.

V. v.

Ver - wei - le gern in der Na - tur,
Sie zeigt dir sicht - bar Got - tes Spur.

W. w.

Wohl - tha - ten, still und rein ge - ge - ben,
Sind Tod - te, die im Gra - be le - ben,
Sind Blu - men, die im Sturm be - stehn,
Sind Stern - lein, die nicht un - ter - gehn.

X. x. --- Y. y.

Z. z.

Zwi - schen heut' und mor - gen
Liegt ei - ne lan - ge Frist,
Ler - ne schnell be - sor - gen,
Da du noch mun - ter bist.

Der Kanarienvogel.

I.

In jenen unglücklichen Zeiten Frankreichs, da der alte Königsthron umgestürzt und eine Menge adlicher Familien in das tiefste Elend versetzt wurden, lebte jenseits des Rheins die Familie von Erlau. Herr von Erlau war ein vortrefflicher Mann, seine Gemahlin war eine sehr gute, liebenswürdige Frau, und ihre beyden Kinder, Karl und Lina, waren die treuen Ebenbilder der Aeltern. Sobald jene furchtbaren Unruhen, die ganz Europa so viel Blut und so viele Thränen kosteten, ausgebrochen waren, zog Herr von Erlau sich aus der Hauptstadt auf sein entlegenstes Landgut, zwischen dem Rheine und dem Vogesischen Gebirge, zurück. Hier auf seinem Schlosse, das nebst dem dazu gehörigen Dörfchen von Felsen, Weinbergen, Kornfeldern und ganzen Wäldchen fruchtbarer Bäume umgeben war, lebte er, entfernt von Welthändeln, mit den Seinigen in der tiefsten Stille. Seine Unterthanen, die ihn als ihren größten Wohlthäter ehrten, und ihn sonst nur einige Wochen im Jahre zu sehen bekamen, freuten sich sehr, ihn jetzt beständig in ihrer Mitte zu haben. Er that ihnen unbeschreiblich viel Gutes. Die Gegend umher glich einem Garten; der edle Mann machte sie aber zu einem Paradiese.

Der vortreffliche Vater schätzte sich glücklich, daß er hier Zeit fand, der Lehrer seiner Kinder zu werden. Die seligsten Stunden waren ihm jene, in denen er sie in der Religion unterrichtete. Er war fest überzeugt, daß allein die Religion den Menschen wahrhaft bilden, ihm einen wahren Werth geben, ihn beglücken und in Noth und Tod trösten könne. Die edle Mutter, die von den nämlichen Gesinnungen durchdrungen war, wohnte

diesen Unterrichtsstunden immer bey, und sprach aus ihrem gefühlvollen, frommen Mutterherzen auch hie und da ein treffendes Wort dazu. Mit besonderer Rührung redete der Vater, jetzt zur Zeit der Gefahr, von Gottes treuer Vorsehung und dem Vertrauen auf Gott. Die Mutter vergoß, wenn sie ihre Kinder, die in dieser zerrütteten Welt durchkommen sollten, so anblickte, und wenn dann der Gedanke an jene allwaltende Liebe dort oben ihr Herz ergriff, Thränen der Wehmuth und der Freude, und ihre Worte waren Geist und Leben. Was so aus dem Herzen kam, drang auch zu Herzen. Die guten Kinder hörten voll Aufmerksamkeit und voll Andacht zu, und gar oft glänzten ihnen die hellen Thränen in den Augen. Aeltern und Kinder waren, trotz der Gefahren, die ihnen ringsumher droheten, heiter und getrosten Muths.

Außer dem allerwichtigsten Gegenstande, der Religion, unterrichtete der Vater die Kinder in allen übrigen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen; ja er unterließ auch nicht, ihnen dasjenige beyzubringen, was zur Zierde gehört und das menschliche Leben angenehmer macht. Er spielte unter andern sehr vortrefflich Clavier, und sang so überaus lieblich, daß er nicht leicht von Jemand, als von seiner Gemahlin übertroffen wurde. Er unterrichtete daher den kleinen Karl im Clavierspielen und die sanfte Lina im Singen.

An einem trüben, schauerlichen Abende gegen Ende des Winters saßen einmal Vater und Mutter, Karl und Lina, in dem warmen, hellerleuchteten Zimmer an dem prächtigen Flügel beysammen; denn Musik und Gesang waren zu dieser Jahreszeit ihre gewöhnliche Abendunterhaltung. Der Vater hatte ein kleines Lied eigens fur die beyden Kinder verfaßt, eine leichte gefällige Melodie dazu gesetzt, und die Clavierbegleitung so eingerichtet, daß der Knabe mit seinen kleinen Fingerchen damit zurecht kommen konnte. Die Mutter wußte davon noch nichts; die Kinder wollten ihr mit dem Liedchen eine unvermuthete Freude machen. Nachdem nun die Mutter mit ihrer unvergleichlichen Stimme einige geistreiche Arien, die der Vater mit lieblichen Saitentönen begleitete, gesungen hatte, sprach er: «Nun, Karl und Lina, laßt ihr eure kleinen Künste hören!» Karl setzte sich

an den Flügel und spielte, und Lina sang mit ihrem zarten Stimmchen, etwas schüchtern, aber ungemein lieblich das

Lied:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Und so er bricht
Der Bau der Welt —
Ich zittre nicht
Da Gott mich hælt.

Die Blitze droh'n,
Der Donner kracht'
Gott winkt — entfloh'n
Ist ihre Macht.

Wer auf ihn schaut
Mit stetem Blick,
Auf Felsen baut
Der all sein Glück.

Unendlich gut
Und treu ist Gott;
Drum hab' ich Muth
In jeder Noth.

Die Mutter war über dieses erste Lied ihrer Kinder entzückt. Kein Conzert an dem königlichen Hofe hatte ihr je so viel Vergnügen gemacht. Sie umarmte ihre Kinder unter Thränen. «Ja, sprach sie, Gott, der euch bisher schützte, wird ferner euer mächtiger Beschützer seyn!»

Da wurde plötzlich die Thüre des Zimmers aufgerissen, da drangen bewaffnete Nationalgarden in ihren Uniformen mit Ungestüm in das Zimmer, da zeigte der Anführer den Verhaftsbefehl vor, da wurde der edle Vater ergriffen — ohne Widerrede und auf der Stelle sollte er in das Gefängniß nach der Stadt abgeführt werden. Er sey als ein Königlichgesinnter und als ein Feind der Freiheit angeklagt worden — war der Grund, den der Befehl angab. Die Mutter warf sich dem rauhen Manne zu Füßen, der mit schwarzen, funkelnden Augen, wild in die Stirn hinein hängendem, schwarzem Haar und einem fürchterlichen Backenbarte trotzig vor ihr stand. Sie rang die Hände; heiße Thränen rannen über ihre vor Schrecken bleichen Wangen. Auch die beyden Kleinen erhoben bittend und flehend ihre zarten Händchen, den Vater nicht mit fortzunehmen. Eine Thräne schlug die andere, und sie konnten vor Schluchzen bald kein Wort mehr vorbringen. Alles war vergebens. Nicht einmal das wurde bewilligt, noch bis

an den Morgen — ja nur noch eine Stunde zu warten, um einige Nothwendigkeiten für den traurigen Aufenthalt im Gefängnisse zusammen zu packen. Es blieb dabey. Auf der Stelle mußte er fort; und da die Mutter ihn weinend und laut jammernd umschlang, und die Kinder sich um seine Knie klammerten, so wurde er ihnen mit Gewalt entrissen und abgeführt.

Der Jammer der Mutter und Kinder war unbeschreiblich. Sie wurden in dem Zimmer bewacht, um in dem Dorfe, wo Herr von Erlau sehr geliebt wurde, weiteres Aufsehen zu verhüten. Der Mutter waren vor Schrecken die Knie gebrochen. Weinend, mit gerungenen Händen und die nassen Augen gen Himmel gerichtet, saß sie in einem Sessel; ihre Kinder drängten sich schluchzend und jammernd zu ihr. Indeß faßte sich die edle fromme Mutter bald wieder. «Laßt uns, meine liebsten Kinder, sprach sie, das Vertrauen auf Gott nicht so schnell aufgeben! Dieses große Leiden ließ Gott über uns kommen. Er wird uns Gnade geben, es zu tragen. Er wird es zu unserm Besten lenken, und dereinst in Freude verwandeln. Laßt uns denn getrost und vertrauensvoll sagen: Herr dein Wille geschehe!»

II.

Die unglückliche Frau versuchte alles, ihren geliebten Mann zu retten. Sie eilte, sobald die Wache abgezogen war, in die Stadt. Sie gieng zu den Richtern, sie betheuerte die Unschuld ihres Gemahls — sie berief sich auf das Zeugniß der ganzen Nachbarschaft, wie still, wie zurückgezogen er gelebt, wie er an den Welthändeln nicht den geringsten Antheil genommen, nicht einmal darüber mit Jemand gesprochen habe. Sie warf sich den Richtern zu Füßen. Allein es war nicht anders, als redete sie zu steinernen Bildsäulen. Keiner wurde zum Mitleid bewegt. Sie erhielt nicht einmal die Erlaubniß, ihren Gemahl im Gefängnisse zu besuchen. Sie mußte sogar hören, in wenigen Tagen werde er eines blutigen Todes sterben.

Als sie nach drey Tagen auf ihr Landgut zurück kam, war das Schloß von Soldaten besetzt. Man hatte ihr

Vermögen in Beschlag genommen, das Schloß geplündert und zu einer Kaserne eingerichtet. Sie wurde nicht mehr eingelassen und gieng traurig weiter. Sie jammerte und weinte um ihre Kinder; denn Niemand wußte ihr zu sagen, wo sie wären. Alle ihre Leute waren zerstreut. Es war bereits spät am Abend. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden, wo sie übernachten sollte.

Da begegnete ihr in der Dämmerung Richard, ihr alter, treuer Diener, und sprach zu ihr: «Liebe, gute, gnädige Frau! Sie stehen jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden. Sie haben sich im Eifer einige Worte von himmelschreiender Ungerechtigkeit und Grausamkeit — von Unterdrückung unter dem Scheine der Freiheit entfallen lassen. Uebelgesinnte haben diese Worte aufgefangen und sie gehörigen Orts hinterbracht. Es ist für Sie kein anderes Rettungsmittel mehr, als schleunige Flucht. Sie zu verbergen, ist mit zu vielen Gefahren verbunden. Ihren Gemahl können Sie nicht retten; Ihr Dableiben würde nur dazu dienen, Sie selbst zu verderben. Ihre Kinder sind in meinem Hause. Kommen Sie mit dahin! Mein Bruder, der alte Fischer am Rheine, ist schon berichtet. Ich begleite Sie noch diese Nacht zu ihm, und er bringt Sie dann mit ihren Kindern über den Rhein. So retten Sie wenigstens Ihr Leben.»

Sie kam in das Haus des guten Richard, das unten im Dorfe war. Allein ein neuer Jammer wartete hier auf sie. Lina war an eben dem Tage, da sich die Mutter in die Stadt begab, vor Schrecken und Jammer krank geworden. Die Krankheit hatte diesen Abend sehr zugenommen. Das arme Fräulein lag in einem heftigen Fieber. Sie war nicht bey Sinnen und kannte ihre Mutter nicht einmal. Die Mutter wollte nun durchaus bleiben, und ihr liebes krankes Kind selbst verpflegen. Der Arzt, der eben zugegen war, widerrieth ihr das sehr ernstlich. «Die Kranke, sagte er, wird es nicht lange mehr treiben, sie wird nicht mehr zu sich selbst kommen, sie ist schon als todt zu betrachten. Die Gegenwart der gnädigen Frau kann dem guten Kinde zu nichts mehr dienen. Es ist Pflicht, auf Ihre eigene Rettung zu denken.»

Die tiefbetrübte Mutter stand todtenbleich und mit rothgeweinten Augen an dem Krankenbette, und konnte sich nicht zur Abreise entschließen. Der Arzt nahm sie unter dringendem Zureden sanft bey'm Arme, um sie hinweg zu führen. Sie that ein paar Schritte gegen die Thüre, schauderte zusammen, wendete sich mit weit ausgebreiteten Armen wieder um, umfaßte ihre Tochter und rief mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzes: «Nein, liebes Kind, ich kann dich nicht verlassen. Ich achte mein Leben für nichts! Ich will mit dir sterben.»

Der alte Richard und sein gutes Weib baten sie mit aufgehobenen Händen, auf der Stelle abzureisen, und versprachen beyde heilig, für das kranke Fräulein zu sorgen, als wäre es ihr eigenes Kind. «Die Nacht ist angebrochen, sagte Richard. Nur unter ihrem schützenden Dunkel ist es möglich zu entfliehen. Jeder Verzug bringt Gefahr — und kann nicht nur Ihnen, beste, gnädige Frau, sondern auch mir und meinem Weibe das Leben kosten. Denn Jemanden über Nacht zu behalten, ohne es vorher anzuzeigen — ist bey Todesstrafe verboten.»

Nun denn, du liebe, holde Lina, sprach jetzt die bestürzte Mutter zu ihrer Tochter — wenn ich dir denn in dieser Welt keinen Dienst mehr erweisen kann, wenn mein Hierbleiben zu nichts dienen würde, als diese guten, alten Leute auf das Blutgerüste zu bringen — so will ich denn in Gottes Namen fort. Lebe wohl, liebster Engel, ziehe hin in die Wohnungen des Friedens, wo die Unschuld nicht mehr leidet, wo keine Thränen mehr geweint, wo liebende Herzen nicht mehr getrennt werden.»

Der kleine Karl, der neben der Mutter stand, nahm seine Schwester weinend und schluchzend bey der Hand, und sagte: «Sey froh, liebe Lina, du wirst nun ein schöner Engel im Himmel. Dort hast du es besser, als hier auf Erden, wo wir immer so in Furcht und Aengsten leben müssen. O wie gerne gieng ich mit dir!»

Die Mutter kniete jetzt an dem Krankenbette der geliebten Tochter nieder, und sprach, zum Himmel aufblickend: «Dir, o Gott! sey sie denn zum Opfer gebracht, und deiner Gnade und Erbarmung ganz und gar übergeben!» Sie schwieg einige Augenblicke —

stand dann schnell auf — küßte Lina — nahm Karl bey der Hand — und eilte zitternd und bebend ohne umzusehen zur Thür hinaus.

Frau von Erlau schickte sich nun an über den Rhein zu kommen. Der treue Diener hatte einige Nothwendigkeiten für die Reise zusammengebracht. Er schritt schwer beladen voraus. Die unglückliche Frau, mit einem Päckchen unter dem Arme, folgte ihm und führte den geliebten Knaben, der auch ein kleines Bündlein trug, an der Hand. Kein Wort wurde gesprochen. Die Nacht war höchst unfreundlich. Es stürmte und regnete fürchterlich. « Dieser Sturm, diese Regengüsse, diese schauerliche Finsterniß, sagte endlich der alte Mann leise, sind immer Wohlthaten Gottes. Sie schützen uns vor unsern Verfolgern. Bey einer lieblichen, mondhellen Nacht würden wir sicher entdeckt. So zielt das, was uns schrecklich dünkt, immer zu unserm Besten ab. So ist es mit allen Trübsalen, Stürmen und dunkeln Schicksalen des Lebens. »

Sie kamen zur Wohnung des alten Fischers. Sie traten in die kleine rußige Stube, die von einem düstern Oellichte schauerlich beleuchtet war. Der ehrliche Fischer hieß die Frau und den Knaben in seiner Hütte herzlich willkommen. Bis er den Kahn mit Hilfe Richards an den Rhein brachte, setzte die Fischerin der Frau und dem Knaben eine warme Suppe, Brot und etwas Wein vor. Zitternd vor Furcht und Frost genossen sie etwas Weniges. Nun kamen die zwey Männer zurück. Sie führten die Frau an den Rhein. Der Mond im letzten Viertel war aufgegangen, blickte von Zeit zu Zeit durch zerrissene Wolken, und milderte die schreckliche Finsterniß ein wenig. Die gute Frau fühlte einen eiskalten Schauder, als sie in der ungestümen Nacht, im Sturm und Regen, so an dem breiten, mächtig rauschenden Flusse stand — das kleine armselige Fahrzeug, das kaum stark genug war, zwey Personen zu tragen, vor sich sah — und nun mit ihrem Kinde einsteigen und über den Fluß fahren sollte. Die Männer machten ihr Muth. Der alte Fischer stieg ein, ergriff das Ruder, und sprach mit frommer Zuversicht: « Gott wird uns hinüber helfen! »

Richard nahm jetzt Abschied. Der treue Diener hatte bey der Plünderung des Schlosses eine goldene Dose, eine goldene Uhr und ein paar Ringe mit Edelsteinen gerettet. Diese übergab er nun der Frau von Erlau. Er legte noch etliche Goldstücke, die er in ihrem Dienst erspart hatte, bey, ohne zu sagen, daß sie von ihm seyen. Hierauf küßte er ihr unter heißen Thränen die Hand, und schloß den Knaben schluchzend in die Arme. «O meine liebe, gnädige Frau! sagte er. Ich alter Mann sehe Sie und den lieben Karl jetzt wohl das letzte Mal. Ich kann nichts weiter für Sie thun. Aber Gott wird für Sie sorgen. Er wird Sie noch fröhliche Tage erleben lassen. Einer so guten Herrschaft kann es nicht übel gehen. Ich würde Sie begleiten. Allein vielleicht finde ich noch Mittel, unsern guten, gnädigen Herrn zu retten. Ich werde Alles versuchen.» — Alle weinten und schluchzten. Die Mutter empfahl ihm noch einmal, sich ihres Gemahls und ihrer Tochter anzunehmen. Der alte Mann versprach es, und half ihr und dem kleinen Karl einsteigen.

Als das Schifflein vom Lande stieß, fiel Richard an dem Gestade auf die Knie und erhob die Hände zum Himmel. «Hier will ich knien und Gott bitten, sagte er, daß sie glücklich hinüber kommen. Ich will nicht mehr von meinen Knien aufstehen, bis mir mein Bruder die frohe Botschaft bringt, sie seyen gerettet. Wollte Gott, ich könnte der guten Frau von ihrem lieben Gemahl und ihrer geliebten Tochter noch einmal eine recht fröhliche Nachricht bringen!»

III.

Frau von Erlau war mit ihrem Knaben glücklich über den Rhein gekommen und nun in Sicherheit. Allein es war für sie hier kein Bleibens. Der Aufenthalt wurde den Ausgewanderten sehr erschwert; und überdieß rückte der Kriegsschauplatz immer näher. Sie reiste nach der Anleitung, die ihr Richard gegeben hatte, längs dem Rheine hin der Schweiz zu. Ihre Baarschaft schmolz sehr zusammen. Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihr als zu kostbar geschildert. Man rieth ihr in Schwa-

ben ein Unterkommen zu suchen. Nach mehreren vergeblichen Hin- und Herreisen kam sie bis an die Gränzen Tyrols. Endlich erhielt sie durch Vermittlung eines Menschenfreundes die Zusage, ein alter Tyroler wolle sie in seiner Hütte aufnehmen.

Sie machte sich mit ihrem kleinen Karl unverzüglich auf die Reise; ein Wegweiser, der zugleich das Gepäcke trug, gieng vor ihr her. Sie kam über hohe Berge und durch tiefe Thäler. Als sie wieder einen Berg erstiegen hatte, erblickte sie in einer schauerlichen Tiefe ein schmales, grünes Thal. Rechts im Thale, unten an einem düstern, weit überhangenden Felsen, lagen einige niedrige hölzerne Hütten, mit flachen, fast ebenen Dächern; aus ihrer Mitte ragte, glänzendgrau wie Atlas, das hölzerne Schindeldach nebst der Thurmspitze einer kleinen Kapelle empor. Links des Thales zog sich ein schwarzer Tannenwald hin, hinter welchem zwey Berggipfel sich zu den Wolken erhoben; sie waren, obwohl in den Thälern schon alles grünte und blühte, noch ganz mit Schnee bedeckt. Der Wegweiser zeigte mit dem Reisestab in die Tiefe und sagte: «Dieß ist Schwarzenfels! Hier unten wohnt der ehrliche Alte, der sie aufnehmen will.» Frau von Erlau seufzte, und stieg den schmalen Fußsteig hinab.

Der alte Tyroler, der sie heute erwartete, ein noch blühender Greis, kam ihr mit froher, freundlicher Miene entgegen. Auf unsere Art von Höflichkeit verstand er sich nicht. Jemanden Ihr oder Sie zu nennen, war ihm ungewohnt. Indeß hatte er doch ein sehr richtiges Gefühl für Wohlanständigkeit. Er prangte heute, der fremden Frau seine Achtung zu bezeugen, in seiner grauen Sonntagsjacke nebst dem scharlachrothen Brusttuche, und trug seinen schönen, grünen Hut mit einer krummen Hahnenfeder auf dem Kopfe. «Grüß dich Gott, gnädige Frau, sagte er; es ist mir lieb, dich mit deinem Herrn Büberl unter meinem Dache beherbergen zu können.»

Die Tyrolerin, eine freundliche Alte, mit weißen Haaren und rothen Wangen, stand unter der Hausthüre. Sie war sehr reinlich gekleidet, trocknete, da sie eben aus der Küche kam, erst an der weißen Schürze

die Hand ab, reichte sie dann der gnädigen Frau, und sagte: «Grüß dich Gott, du liebe Frau. Das Essen ist gleich fertig; du mußt aber mit Wenigem verlieb nehmen; bey uns giebt es fast nichts, als Milch und Butter, Haberbrod und Erdäpfel.»

Der Tyroler führte die Frau in ein Nebenstübchen, dessen kleines Fensterlein die Aussicht auf den düstern Tannenwald und die zwey Schneeberge hatte. Die ganze Einrichtung des Stübchens bestand aus einem Tische, einer Bank und ein paar Stühlen von Tannenholz und aus einem glänzendgrünen irdenen Ofen, der zugleich zum Heerde diente; nebenbey war noch ein kleines, ärmliches Schlafkämmerchen. Indeß dankte die Frau Gott, dieses Plätzchen gefunden zu haben.

Sie richtete ihr kleines Hauswesen ein, so gut als es die Umstände erlaubten. Sie kochte selbst und brachte die übrige Zeit mit Stricken und Nähen zu, womit sie doch immer einiges verdiente. Ihren Karl zu beschäftigen, machte ihr die meiste Sorge. Ihn selbst zu unterrichten, fehlte es ihr an Büchern; überdieß hatte er auch schon angefangen, Latein zu lernen. Als sie eines Morgens eben bekümmert darüber nachdachte, wurde das kleine Glöcklein in der Kapelle geläutet. Die gute, fromme Tyrolerin kam eilig herein, und sagte, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe dahier lesen. Frau von Erlau begab sich mit ihrem Karl sogleich in die Kapelle. Der Pfarrer hielt eine kurze Anrede, die ihr sehr zu Herzen gieng. Sie sprach nach dem Gottesdienste mit ihm, und fand an ihm einen sehr einsichtsvollen, frommen, liebreichen Mann. Er versprach die nöthigen Bücher zu bestellen, und dem Knaben jeden Nachmittag ein paar Unterrichtsstunden zu geben, wenn er sich über den Berg bemühen wollte.

Karl verstand sich dazu mit Freuden, und war, seit er wieder ein bestimmtes Geschäft hatte, noch einmal so vergnügt. Er konnte jedesmal kaum das Mittagsessen abwarten, um mit seinen Büchern nur recht bald über den Berg zu kommen. Indeß hatte der arme Knabe, zumal wenn es mehrere Tage nach einander regnete, fast gar keine Unterhaltung. Die verständige Mutter

hielt eine unschuldige Erholung für eben so nöthig, als die Arbeit. Sie war darauf bedacht, ihm beydes zu verschaffen.

In Tyrol werden viele Kanarienvögel gezogen, und dann von eigenen Händlern außer Landes weit und breit umher verkauft. Auch der alte Tyroler hatte eben mehrere junge, vorzüglich schöne Kanarienvögel beysammen. Karl bat seine Mutter, da diese Vögel hier so wohlfeil wären, ihm einen zu kaufen. « Zu Hause, sagte er, hatte Lina immer ein solches Vöglein. Kauf mir doch eines, so haben wir hier zwischen diesen Felsen und Wäldern doch etwas, das uns an unser liebes Vaterland erinnert! » — Die gute Mutter war dazu bereit — und der Knabe suchte sich den schönsten Kanarienvogel aus allen heraus, der demjenigen, den seine Schwester ehemals hatte, am ähnlichsten war.

Karl hatte an dem gelben Vögelchen mit den hellen, glänzend=schwarzen Aeuglein die größte Freude. Es wurde bald zahm, flog ihm auf den ausgestreckten Zeigefinger, und pickte ihm Brosamen von den rothen Lippen. Wenn er schrieb, flog es herbey, rupfte an der Schreibfeder und pickte ihm in den Finger, so daß er, obwohl ihm der Scherz gefiel, es öfters einsperren mußte, um in seiner Arbeit nicht gehindert zu werden. Als das Vöglein anfing zu singen, konnte Karl den Gesang gar nicht genug loben. « Du mußt ihn ein schönes Stückerl pfeifen lehren! » sagte einmal der Tyroler. Karl glaubte, der Alte scherze; er wußte noch nicht, daß man Vögel abrichten könne. Der Tyroler langte eine kleine Pfeife, die er Flaschenetlein nannte, hervor. « Ey, sagte Karl, das ist ja eine unvergleichlich=schöne, kleine Flöte von Elfenbein! » Der Tyroler spielte ihm ein Tänzchen vor und zeigte ihm die Griffe. Karl war über den hellen reinen Ton entzückt, faßte, da er sehr viel Talent zur Musik hatte, alles sehr leicht, und konnte bald ein jedes Stückchen, das er hörte, sogleich spielen. Er spielte nun dem Vogel sehr oft ein und das nämliche Stückchen vor, und als der Vogel es endlich das erstemal genau und ohne Fehler sang, hüpfte Karl vor Freude und die Mutter sagte lächelnd: « Mache nur, daß du deine Lektion auch immer so pünktlich und ohne Anstand aufsagen könnest, wie der Vo=

gel.» Der Kanarienvogel und die Flöte machten dem muntern Karl und selbst der Mutter, zumal wenn Sturm und Regen sie in ihre düstre Stube verschloß, manche heitere Stunde.

Indeß lag der edeln Frau das Schicksal ihres Gemahls und ihrer Tochter beständig im Sinne, und verursachte ihr manchen traurigen Tag, manche schlaflose, thränenvolle Nacht. Sie suchte freylich beständig Nachricht zu erhalten. Allein immer vergebens. Die einzigen Nachrichten aus Frankreich, die zu ihr gelangen konnten, waren in den Zeitungen enthalten. Der Herr Pfarrer sendete ihr dieselben jede Woche einmal durch Karl. Eines Abends kam Karl fröhlich nach Hause, brachte die Zeitungen mit, packte sie aus seiner Thecke aus und sagte: Der Herr Pfarrer habe sie zwar nicht ganz durchlesen können; indeß habe er doch so viel gesehen, daß sie viele gute Nachrichten enthielten. Die Mutter las begierig und fand, das die Nachrichten vom Kriege wirklich sehr gut lauteten. Sie schöpfte Hoffnung, bald wieder in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren zu dürfen. Aber sieh — am Ende der Zeitung war eine lange Liste von Edelleuten, die wegen ihrer Vorliebe zu der alten Verfassung hingerichtet wurden. Und unter diesen fand sie auch den Namen ihres Gemahls, Heinrich von Erlau. Sie erschrak, als hätte sie ein Donnerschlag getroffen. Das Blatt fiel ihr aus den Händen und sie sank in Ohnmacht. Es währte lange, bis die Leute im Hause, die auf Karls Jammergeschrey herbeyeilten, sie wieder zurecht brachten. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man zweifelte an ihrem Aufkommen und der arme Knabe, der keinen Augenblick von ihrem Bette kam, welkte zusehends dahin. Der alte Tyroler sagte öfter kopfschüttelnd und mit wehmüthiger Stimme: «Der kommende Herbst wird wohl seine Blätter auf das Grab der guten Frau streuen, und auch das arme Kind sieht vielleicht den künftigen Frühling nicht mehr!»

IV.

Der alte getreue Diener Richard hatte jenseits des Rheins gewartet, bis sein Bruder, der Fischer, in dem

kleinen Kahn wieder zurückgekommen war, und ihm die Nachricht von der glücklichen Ueberfahrt der Frau gebracht hatte. Seine größte Angelegenheit war jetzt, seinen guten Herrn von dem Tode zu retten. Denn Richard hielt es für höchst ungerecht, daß derselbe wegen seiner Treue gegen den rechtmäßigen König sollte hingerichtet werden.

Sogleich des andern Tages in aller Frühe eilte er in die Stadt. Er hatte da einen Sohn, Namens Robert, den man gezwungen hatte, unter der Nationalgarde zu dienen. Mit Hülfe dieses muthigen und gewandten Jünglings, den von Zeit zu Zeit die Wache bey den Gefangenen traf, hoffte Richard seinen Herrn aus dem Gefängnisse zu befreyen. Richard und sein Sohn machten allerley Entwürfe, fanden aber keinen ausführbar. Endlich beschlossen sie, der Sohn sollte ein aufmerksames Auge haben und die erste beste Gelegenheit, die sich darbieten würde, benützen. Es zeigte sich aber durchaus keine, und Robert gab bereits die Hoffnung auf.

Herr von Erlau wurde endlich zum Tode verurtheilt. Das Urtheil sollte den kommenden Morgen vollzogen werden. Traurig, den Kopf auf die Hand gestützt, saß er Nachts in seinem einsamen Gefängnisse so da. Man hatte es nicht der Mühe werth geachtet, ihm Licht zu bringen, und dichte Finsterniß umgab ihn. Er dachte an seine Frau, an seine Kinder. Nicht um sich selbst war es ihm, sondern nur um sie. Er wußte nichts von ihnen und war wegen ihres Schicksals sehr bekümmert. Doch was er bey Anhörung seines Todesurtheils mit einem Blick zum Himmel gesagt hatte, das war auch jetzt noch seine Gesinnung: «Herr, dein Wille geschehe!»

Er richtete alle seine Gedanken auf Gott. «Bey wem, sagte er unter anderm, soll ich in dieser letzten Nacht meines Lebens Trost finden, als bey dir, liebster Vater im Himmel. Was du geschehen lässest, ist immer das Beste. So mache es denn mit mir und den Meinigen nach deinem göttlichen Wohlgefallen. Willst du mich meinem lieben Weibe und meinen guten Kindern nehmen, so wirst du väterlich für sie sorgen, und sie in ihrem großen Jammer trösten — und im Vertrauen

auf dich will ich mein Haupt ruhig auf den Block legen, der bereits von dem Blute vieler meiner Freunde gefärbt ist! Willst du mich aber meinem Weibe und meinen Kindern noch auf eine Zeit schenken, so ist es dir ein Leichtes, die Thüre meines Kerkers zu eröffnen und mich der Gewalt meiner Feinde zu entreißen — und mein und der Meinigen ganzes Leben soll dann dir gewidmet und ein beständiges Dankgebet seyn!»

Während der edle Mann in solche-Gedanken vertieft war, entstand plötzlich draußen auf dem Gange ein großer Lärmen. Mit Einem Male wurde die Thüre seines Gefängnisses aufgerissen. Wolken von Rauch drangen herein und furchtbarer Feuerglanz erhellte das ganze Gefängniß. Ein junger Krieger stand vor ihm und rief: «Um Gotteswillen, retten Sie sich!»

Dieser war Robert, der Sohn des alten Richard. Durch die Unvorsichtigkeit einiger betrunkenen Soldaten, war in dem Gebäude, wo die Gefangenen verwahrt wurden, Feuer ausgebrochen. Die Soldaten, die vor den Thüren der Gefangenen Wache hielten, hatten Waffen und Oberkleider abgeworfen und waren zum Löschen herbeygestürzt. Der junge Robert hatte die erste Verwirrung benutzt, Kleider und Waffen eines Soldaten zusammen gerafft, und sich damit eilend zu dem Herrn von Erlau begeben.

«Geschwind ziehet Sie diese Kleider an!» sprach Robert weiter und half ihm den Rock anziehen, setzte ihm den Hut mit Federbusch und Kokarde quer auf den Kopf, schnallte ihm die Säbelkuppel um, und gab ihm die Flinte in den Arm. Der Bart, der dem guten Herrn während seiner Gefangenschaft nicht abgenommen worden, machte ihn den verwilderten Soldaten jener Zeit nur desto ähnlicher und vollendete sein kriegerisches Aussehen. «So, sprach Robert, nun eilen Sie kühn die Treppe hinab und zur großen Pforte hinaus. In dieser Kleidung, hoffe ich, sollen Sie ohne Anstand durchkommen. Dann eilen Sie zu meinem Vater, der sich bey seinem Bruder, dem Fischer am Rheine, befinden wird.»

Dem Herrn von Erlau war der Anblick des jungen Kriegers, wie die Erscheinung eines Engels und seine Anrede wie eine Botschaft vom Himmel gewesen. Er

wußte sich sogleich in seiner Rolle zu finden. Mit einem Ernste, als hätte er die wichtigsten Aufträge, eilte er die Treppen hinab, rief den Leuten, die sich mit Feuereimern herbeydrängten, mit trotziger Stimme zu: «Platz! Platz!» und kam, ohne angehalten zu werden, hinaus auf die Straße. Mit kühnem Muthe und starken Schritten gieng er nun geraden Weges dem Stadtthore zu, und kam, da ihm Robert auch die Parole gesagt hatte, glücklich aus der Stadt.

Nach Mitternacht langte er bey dem Hause des alten Fischers an. Er klopfte an den Fensterladen. Der Fischer kam heraus — und erschrak nicht wenig. Er glaubte einen Soldaten zu erblicken, der ihn oder seinen Bruder einfangen wolle, weil beyde durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Familie Erlau sich viele Feinde gemacht hatten. Allein als der gute Fischer den Herrn von Erlau erkannte, rief er mit erhobenen Händen: «O Gott Lob!» und führte ihn voll Freude in die Stube. Richard, der hier schon zehen Nächte gewacht und gewartet hatte, stürzte mit dem Ausruf: «O mein Herr!» auf ihn zu, und beyde umarmten sich unter Thränen. Die erste Frage des Herrn von Erlau war nach seiner Gemahlin und seinen Kindern. Richard erzählte, daß die gnädige Frau und Karl gerettet seyen, daß Fräulein Lina sehr krank gewesen, daß sie aber wieder gesund sey — und sich hier im Hause befinde. Lina, die in der Nebenkammer schlief, war über den Freudenausruf des guten Richard erwacht, und kannte ihren Vater an der Stimme. Mit Freudenthränen eilte sie in seine Arme, und auch er benetzte ihre wieder aufblühenden Rosenwangen mit reichlichen Thränen.

Er bestand darauf, noch in der Nacht über den Rhein zu setzen, um dem Lande, das ehemals ein Paradies und nun eine Mördergrube war, zu entkommen. Auf dem ärmlichen Schifflein, das seine Gemahlin und seinen Sohn an das jenseitige Ufer gebracht hatte, wollte auch er hinüber auf den damals noch glücklichen deutschen Boden. Er machte sich mit Lina unverzüglich auf den Weg. Der alte Fischer gieng voran und Richard, mit einem Felleisen auf dem Rücken, folgte. Die Nacht war sternhell. In tiefer Stille näherten sie sich dem Rheine, wo das kleine Schifflein im Gebüsch bereit

stand. Allein auf einmal hörten sie hinter sich schießen, und mehrere rauhe Stimmen riefen: «Halt! Halt!» — Das Feuer im Gefängnisse war nämlich bald gelöscht worden. Die Soldaten hatten den Herrn von Erlau und die fehlenden Kleider und Waffen sogleich vermißt, und waren dem Fliehenden auf die Spur gekommen. Mit furchtbarem Geschrey kamen sie näher. Die armen Flüchtlinge hatten einen Todesschrecken. Sie eilten so schnell sie konnten, dem Schifflein zu. Herr von Erlau, mit Lina auf dem Arme, stieg eilends ein; Richard sprang ihm nach. Beyde griffen zu den Rudern und arbeiteten mit Macht. Der alte Fischer, der in dem Schifflein ohnehin nicht mehr Raum gehabt hätte, verbarg sich in einem hohlen Weidenbaume.

Allein das Schifflein war kaum 20 Schritte vom Lande, so erreichten die Soldaten das Ufer. Sie fingen an, auf die Flüchtigen zu feuern. Fürchterlich zischten den unschuldig Verfolgten die Kugeln um die Ohren. Herr von Erlau befahl, Lina sollte in dem Schifflein niederliegen. Die beyden Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung. Eine Kugel durchlöcherte des Herrn von Erlau Hut; ein paar andere schlugen in Richards Ruder. Das Schifflein, das kaum einen Finger breit über das Wasser ragte, schwankte und gieng — beynahe unter. Doch sie entkamen alle unverletzt und erreichten glücklich das jenseitige Ufer.

Herr von Erlau sank auf die Knie, Gott für seine Rettung zu danken. Lina und Richard folgten seinem Beyspiel. Hierauf setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um von den Anstrengungen auszuruhen. Nachdem sie sich etwas erholt hatten, schritt Richard, der seinen Herrn auch in der Noth nicht verlassen wollte, mit seinem Wanderstabe in der Faust und der schweren Bürde auf dem Rücken, voraus — und sein Herr und Fräulein Lina folgten ihm. Er aber nahm den Weg dem waldigen Gebirge Schwabens zu, das man seiner vielen Tannenwälder wegen den Schwarzwald nennt.

V.

Herr von Erlau hatte nun keine größere Angelegenheit, als die, seine Gemahlin aufzufinden. Richard

kannte in der Nähe des Schwarzwalds einen wackern Landmann. Zu diesem giengen sie zuerst, um hier ein paar Tage auszuruhen und sich zur weitern Reise anzuschicken. Herr von Erlau hatte aber kaum die ländliche Wohnung betreten, so sprach er schon wieder von der Abreise. « Ich habe keinen ruhigen Augenblick, sagte er zu Richard, bis ich meine Frau und meinen Sohn wieder gefunden habe. Du sagst mir wohl, lieber Richard, sie seyen zuverlässig in der Schweiz. Allein wie wollen wir dahin kommen? Zu Fuß kann meine Lina nicht so weit reisen; und hinzufahren, das vermag ich nicht. »

Nun zog Richard einen Beutel mit Gold heraus, und schüttete das Gold auf den Tisch. « Sie sind nicht so arm, als Sie denken, bester, gnädiger Herr, sprach er. Dieß alles ist Ihr Eigenthum. » Herr von Erlau starrte bald das Gold, bald den treuen Diener an. « Da Sie noch wohlhabend waren, sagte Richard, waren Sie ja auch immer wohlthätig. Wie Vielen haben Sie nicht in der dringendsten Noth Geld vorgestreckt. Einiges von diesem Gelde habe ich nun, während Sie im Gefängnisse schmachteten und Ihre Gemahlin auf der Flucht in einem fremden Lande umher irrt, einkassirt. Obwohl es, wie ich es nur zu wahr fand, viele Menschen giebt, bey denen weder Dank, noch Redlichkeit ist, so traf ich doch auch viele redliche Seelen, die mir nicht nur das Gelehnte zurückstellten, sondern aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihren guten Herrn noch mehreres dazu gaben. » Herr von Erlau zählte das Gold. « Es ist viel, sehr viel! sagte er mit einem dankbaren Blick zum Himmel. Wie lange wird — wie lange kann das aber währen? » — « Wir wollen schon gut haushalten, sagte Richard, und dessen ungeachtet in die Schweiz fahren. »

Richard kaufte ein Pferd und ein leichtes Bauernwäglein, über das vermittelst einiger Reifen eine Decke von Leinwand gespannt werden konnte, um sich gegen Wind und Regen zu schützen. Sie reisten weiter. Richard gieng meistens zu Fuß nebenher. Herr von Erlau und Lina mußten auf dringendes Bitten des gutherzigen alten Mannes fast immer fahren. So kamen sie bis in die Schweiz. Nirgends aber konnte Herr von Erlau hier eine Silbe von seiner Gemahlin in Erfahrung bringen.

Alle Nachforschungen waren vergebens. Er war überzeugt, sie müsse einen andern Weg genommen haben. Sie kehrten zurück nach Schwaben.

Indeß waren die Kräfte des guten Herrn durch harte Behandlung im Gefängnisse, Angst und Schrecken bey seiner Verurtheilung, Sorge und Furcht auf seiner Flucht und durch die täglichen Beschwerden des Reisens erschöpft. Er wurde krank und mußte in einem kleinen Städchen Schwabens sich niederlassen, bis er sich wieder würde erholt haben.

Richard miethete ein paar Zimmer nebst Kammer und Küche, kaufte das nöthigste Hausgeräthe, und besorgte, da er in allen häuslichen Geschäften sehr geschickt war, die kleine Hauswirthschaft. Lina half ihm treulich bey, und verrichtete vom Morgen bis Abend mit tausend Freuden alle jene Arbeiten, die nicht über ihre Kräfte waren. Herr von Erlau mußte anfangs beynahe immer das Bett hüten. Es brauchte lange, bis er wieder den größten Theil des Tages auf seyn konnte. Lina that alles, ihn gut zu verpflegen, ihn zu erheitern, und ihm die Zeit zu verkürzen. Sie wußte ihm alle Tage eine andere Freude zu machen — indem sie ihn bald mit einer neuen Speise, die sie das erste Mal selbst gekocht hatte, bald mit einem neuen Liede, bald mit einer angenehmen Nachricht überraschte. Der Vater gab ihr seine Liebe und Zufriedenheit auf alle erdenkliche Weise zu erkennen.

Jetzt kam Lina's Geburtstag. Sie gieng sehr frühe in die Messe, um an diesem Tage Gott zu danken — und besonders für ihre Mutter und ihren Vater zu beten. Als sie heimkam, siehe, da standen ihre Lieblingsblumen, die herrlichsten rothen und blauen Levkojenstöcke in dem Fenster und ein Kanarienvöglein von der reinsten gelben Farbe und mit einem Schöpfchen, gerade so wie sie zu Hause eines gehabt hatte, war in einem zierlichen Käfig über den Blumen am Fenster, aufgehangen. Die Morgensonne schien ungemein hell und freundlich in das Fenster, und machte die schönen Farben der Blumen noch schöner. Lina stand entzückt. — Ihr traten über die zärtliche Liebe ihres Vaters die Thränen in die Augen. Sie dankte ihm in den liebevollsten Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit. «Nimm so

vorlieb, gutes Kind! sagte der Vater. Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Als wir noch auf unserm Schlosse waren, da war es freylich anders. Der Tag wurde mit lautem Jubel gefeiert und war ein Fest für das ganze Dorf. Heute wollen wir ihn in stiller Freude zubringen.

Es wurde eine bessere Mahlzeit bereitet. Der Vater war bey Tische wieder einmal recht von Herzen fröhlich. Richard mußte sich auch mit an den Tisch setzen. Am Ende der Mahlzeit brachte der geschäftige alte Diener noch eine Torte, die mit Blumen besteckt war und eine Flasche rothen Weines aus ihrem Vaterlande, dem Elsaß. Der Vater trank zuerst auf Lina's Gesundheit und dann auf die Gesundheit seiner Gemahlin und seines Sohnes. Allein Wehmuth mischte sich in die Freude und die Thränen tröpfelten ihm in den Wein. «Ach, Lina, sprach er, wo feiern heute deine Mutter und dein Bruder deinen Geburtstag? Was ist ihnen wohl schon alles begegnet? Ach, eine Frau, ein Kind, ohne Freund und ohne Beschützer in die Welt hinausgestoßen, sind tausend Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Gefahren ausgesetzt. Wer weiß, ob wir diesen Tag jemals zusammen feiern werden! — Ich hatte sonst so einen fröhlichen Muth und so ein festes Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Jetzt aber habe ich oft recht traurige Stunden. Ich fürchte — ich fürchte — —»

Lina fiel ihrem Vater weinend um den Hals, ihn zu trösten. «Sey getrost, lieber Vater, sprach sie; Gott verläßt uns nicht; er bringt uns gewiß noch einmal zusammen. Umsonst hat er uns nicht alle so wunderbar gerettet. Gewiß sorgt er für uns!» — «Ja, das wird er!» sprach Richard, und trocknete die Augen. Alle schwiegen. Es war ein Augenblick stiller, andachtsvoller Rührung.

Da fing das Kanarienvöglein mit einem Male an, die Melodie des Liedchens zu singen:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Lina schlug voll Erstaunen die Hände zusammen und rief: «Gott im Himmel, was ist dieß? Das ist ja

das erste Liedchen, das Karl auf dem Claviere spielen und ich dazu singen lernte? das wir eben damals sangen, als man dich, liebster Vater, gefangen nahm.» Der Vater, Lina, Richard, blickten alle drey staunend und wundernd zu dem Vogel hinauf. Er wiederholte das Stückchen zwey, dreymal. Es war nicht anders; es war ganz das nämliche Liedchen; keine Note fehlte.

«Das ist höchst wunderbar! sagte der Vater, und nahm die Mütze ab. Guter Gott, ich glaube, du willst mir mein liebes Weib und meinen Sohn Karl wieder schenken. Nur von ihnen kann der Vogel das Liedchen gelernt haben, obwohl ich noch nicht begreife, wie? O Richard, wie bist du doch zu dem Vogel gekommen?»

Dieser erzählte, daß er das niedliche Thierchen gestern von einem jungen Tyroler gekauft habe. «O so renne und laufe doch, was du kannst, sagte Herr von Erlau, und such' ihn auf. Vielleicht kann er uns nähere Nachrichten ertheilen.» Richard blieb lange aus. Herr von Erlau und seine Tochter brachten die Zeit mit der unruhigsten Erwartung zu. «Wie groß mußte ihre Noth seyn, sagte der Vater, wenn sie sogar dieses liebe Geschöpf verkaufen mußten. Oder vielleicht sind sie gar todt, und das Vöglein ist nun alles, was sie uns zurück lassen.» — Endlich kam Richard mit dem Tyroler. Der junge Mann wußte aber von dem Kanarienvogel nichts besonders zu sagen. Er hatte ihn von einem Hirtenknaben in Tyrol gekauft. Der Name «Frau von Erlau» war dem Tyroler unbekannt. Allein auf die weitern Fragen des Herrn von Erlau versicherte er, eine solche Frau mit einem solchen Knaben befinde sich wirklich in seiner Gegend, und es sey wohl möglich, daß ihnen das Vöglein einmal zugehört habe. Er habe die Frau jeden Sonntag in der Kirche gesehen; und der Knabe, der zu dem Herrn Pfarrer in die Schule gehe, sey ihm oft begegnet. Der Kleine müsse schon gar hoch gelehrt seyn, denn er habe allemal einen großen Pack Bücher, in Riemen eingeschnallt, über den Rücken getragen. Der Tyroler beschrieb die Gestalt der Frau und des Knaben so genau, daß alle einmüthig und voll Freude ausriefen: «Sie sind's — sie sind es gewiß!» Alle dankten Gott herzlich und unter Thränen,

daß er ihnen durch seine wunderbare Leitung den Aufenthalt der lieben Ihrigen entdeckt habe. Herr von Erlau erkundigte sich auf das genaueste nach dem Orte, wo die Frau lebe, und nach dem Wege, der dahin führe, und schenkte dem erstaunten Tyroler für seine treuherzige Erzählung einen großen Thaler.

Sie machten nun sogleich Anstalten zur Abreise. Herr von Erlau fühlte nichts mehr von Entkräftung; die frohe Nachricht stärkte ihn mehr, als die beste Arzney. Lina half ihm einpacken, und Richard gieng, das kleine Wäglein wieder in guten Stand zu setzen, und den alten Braunen, der indeß bey einem Wirthe, bloß für die Kost ohne Lohn, gedient hatte, wieder abzuholen. Sogleich des folgenden Tages reisten sie nach Tyrol ab. Auch das liebe Vöglein ließen sie nicht zurück. Es ward mit seinem Käfig an einem Reifen des Wagens, über den sich die weiße Decke wölbte, aufgehangen, und Herr von Erlau und Lina hatten die Freude, daß es ihnen hie und da mit seinem erheiternden Liedchen die Zeit verkürzte.

VI.

Herr von Erlau kam mit seiner kleinen Reisegesellschaft und dem ländlichen Fuhrwerk glücklich in dem Dorfe an, wohin der kleine Weiler Schwarzenfels in die Pfarrey gehörte. Er gieng sogleich zu dem Herrn Pfarrer. Dieser bestätigte alles, was der junge Tyroler, der mit Kanarienvögeln handelte, erzählt hatte. Frau von Erlau und ihr Sohn lebten noch. « Nur, sagte der Geistliche, lebt die gute Frau in der tiefsten Trauer. Sie hält ihren theuren Gemahl für todt, und seit sie diese unglückliche Nachricht erhielt, kam wohl keine Freude mehr in ihr Herz. Kaum entrann sie der tödlichen Krankheit, in die der Schmerz sie gestürzt hatte — und nur mit Mühe und langsam erholt sie sich. »

Herr von Erlau fragte, wo diese unwahre Nachricht herkomme. Der Herr Pfarrer brachte einen Pack Zeitungen, suchte ein Blatt heraus, und legte es ihm vor. Herr von Erlau las mit seinen eigenen Augen in dem

gedruckten Blatte, er sey an dem und dem Tage hingerichtet worden. So sehr ihn dieses befremdete, so konnte er sich die Sache doch leicht erklären. In jenen Tagen der Verwirrung gehörte eine solche Unrichtigkeit unter die kleinen unbedeutenden Unordnungen. Man hatte entweder vergessen, seinen Namen auf der bereits verfaßten Liste der Hingerichteten aus zu streichen — oder man wollte ihn vielleicht nicht ausstreichen, weil man hoffte, so am leichtesten der Verantwortung zu entgehen, daß man ihn entkommen ließ.

Es schmerzte den Herrn von Erlau tief in der Seele, daß diese falsche Unglücksnachricht seiner Gemahlin einen so großen Jammer bereitete und sie dem Tode nahe brachte. Der Herr Pfarrer war der Meinung, daß man ihr die Freudennachricht, die ihrer wartete, nur mit der äußersten Vorsicht beybringen müsse. Er unterredete sich mit dem Herrn von Erlau, wie das zu machen sey, und alle traten hierauf, wiewohl es schon spät am Abend und die Witterung unfreundlich war, die Reise nach Schwarzenfels an. Es hatte den ganzen Tag geregnet und nun fing es, da in diesem Lande der Winter frühe eintritt, gar an, heftig zu schneien. Sie erreichten indeß bald die Höhe des waldigen Berges, von wo aus man durch die Tannenäste die niedrigen Hütten mit ihren flachen, schneebedeckten Dächern und mit ihren rauchenden Kaminen tief unten im Thale erblickte. Die Gesellschaft setzte sich hier unter den dichten Tannen, die mit ihren herabhängenden Aesten sie vor Wind und Näße schützten, auf ein moosiges Felsenstück nieder, und Richard gieng nun zuerst der Hütte zu, die ihm der menschenfreundliche Geistliche, mit dem Finger durch eine Oeffnung zwischen den Aesten deutend, gezeigt hatte.

Die Frau von Erlau saß, schwarz gekleidet, an ihrem ländlichen Kaminfeuer, das mit seinem lodernden Glanze das Stübchen, in dem es bereits dämmerte, zu erhellen anfing. Sie strickte noch, und der Knabe las ihr aus einem Buche vor. Als sie ihren treuen Diener mit den schneeweißen Haaren hereintreten sah, that sie einen lauten Schrey, die Arbeit fiel ihr aus den Händen. Sie eilte auf ihn zu, und unter tausend Thränen der Freude und des Schmerzes begrüßte sie ihn so herz-

lich, als wäre er ihr leiblicher Vater. Auch Karl war vor Freude außer sich. Die Frau hieß den alten Mann sich auf den hölzernen Stuhl niedersetzen, den Karl an das Feuer herbeygerückt hatte.

«Ach, Richard, fing sie an, als er ihr gegenüber saß, s o — s o — müssen wir uns wiedersehen! Ach von dem blutigen Tode des besten, des vortrefflichsten Mannes laßt mich jetzt schweigen. Die Erinnerung ist zu traurig. Aber wie gieng es mit Lina? Starb sie, das gute Kind, wie der Arzt es vorher sagte! Ach, vielleicht ist ihre liebliche Gestalt längst schon Staub und Asche!» Richard erzählte nun, daß der freundliche Hausarzt damals die Krankheit des Kindes für etwas gefährlicher ausgegeben habe, um die Mutter desto leichter zur Flucht zu bewegen, und daß Lina sich bald wieder erholt habe, und seit der Zeit frisch und gesund sey. Die Mutter war hocherfreut und ihre Augen glänzten vor Entzücken. «Aber, fuhr sie ernst und mit verfinsterten Blicken fort, warum hast du sie nicht mitgebracht? Warum hast du sie nicht ihrem unglücklichen Vaterlande entrissen, wo sie keine Stunde des Lebens sicher ist? Wie konntest du ohne sie abreisen, harter Mann? Warum hast du — —» Sie konnte nicht ausreden, denn plötzlich öffnete sich die Thüre und Lina flog ihrer Mutter in die Arme. Karl drängte sich auch hinzu. Süßere Thränen sind nicht leicht geweint worden, als die erfreute Mutter vergoß, da sie ihre beyden Kinder wieder so in den Armen hielt.

Allein bald mußte die Freude wieder der Wehmuth weichen. «Ach, daß er noch lebte, mein theurer Gemahl! sprach sie, indem sie weinend zum Himmel blickte. O dann — dann würde das Maas meiner Freuden voll seyn. Aber so, meine liebsten Kinder, seyd ihr arme, vaterlose Waisen, und euer Anblick erfüllt das Herz eurer bedrängten Mutter mit Schmerz! denn ach — was kann ich, eine dürftige, rathlose Wittwe, für euch thun!»

Jetzt fing Richard an, unter leisen Vorbereitungen, mit der Freudennachricht von der Rettung seines Herrn herauszurücken. Allein Frau von Erlau war gefaßter, als Richard dachte. Die große Freude, den guten Alten wieder zu sehen, die noch größere, ihre Tochter

wieder in ihre Arme zu schließen, war für die edle Frau die natürlichste, stufenweise Vorbereitung, nun auch die größte Freude in ihr Herz aufnehmen zu können — die Freude, ihren Gemahl, den sie hingerichtet glaubte, wieder lebend zu erblicken. Mit klopfendem Herzen war der edle Mann schon lange vor der Thüre gestanden, wo er jedes Wort vernehmen konnte.

Als nun die Frau aus Richards Gespräche deutlich genug merkte, ihr Gemahl lebe noch, als sie mit dem Ausdrucke des höchsten Entzückens laut ausrief: «Er lebt! O Gottes Barmherzigkeit sey ewig gepriesen, die ihn seinen Mördern entriß! O gewiß ist er nicht weit! O Kinder kommt, kommt — fort zu ihm!» — — Da öffnete Herr von Erlau die Thüre, und stürzte vor Freude außer sich in die offenen Arme seiner Gemahlin! Die gute Frau aber, die ihren Gemahl bis zu dieser Stunde als todt betrauerte und ihn nun wieder lebend vor sich sah, hatte eine ganz eigene Empfindung. Schüchtern und furchtsam, als zweifelte sie noch, ob er es auch wirklich sey, betrachtete sie ihn, wie er, von dem Glanze des Feuers beleuchtet, so vor ihr stand. Sie konnte es nicht aussprechen, wie wunderbar selig es ihr zu Muthe sey, und sie sagte bloß: «O welche Seligkeit wartet im Himmel auf uns, wo wir so viele Lieben, die wir als todt beweinen, wieder sehen werden.»

Vater und Mutter, Sohn und Tochter, der würdige Pfarrer und der redliche Diener brachten an dem ländlichen Feuerheerde einen sehr seligen Abend zu, auch der alte Tyroler und seine Hausfrau fanden sich ein und nahmen an der freudigen Begebenheit den herzlichsten Antheil.

Am andern Morgen kam indeß noch ein Gast an, der zur Wiedervereinigung der edlen Familie nach Gott das meiste beygetragen hatte. Richard brachte den Kanarienvogel herein, den er den Abend zuvor in dem Pfarrhause gelassen hatte. Karl freute sich sehr, sein Vöglein wieder zu erblicken. Während der Krankheit der Mutter war es durch das offene Fenster entschlüpft, und Karl hatte seit der Zeit nichts mehr von ihm erfahren. Herr von Erlau erzählte nun ausführlich, wie der Kanarienvogel ihn auf die Entdeckung geführt habe,

wo sich seine Gemahlin und sein Sohn befinde. Frau von Erlau vergoß über diese wunderbare Fügung Gottes Thränen der Freude und der Dankbarkeit. «Ja, guter Gott, sagte sie mit gefalteten Händen, das hast du so gefügt. Du hast dich dieses kleinen geflügelten Boten bedient, meinem Gemahle anzusagen, in welchem abgelegenen Winkel der Erde ich mich aufhalte. Ohne seine schnelle Hieherkunft wäre ich diesen Winter über wohl noch in meinem Jammer vergangen!»

Karl stimmte hocherfreut in den Dank der Mutter mit ein. «Nicht wahr, sagte er, das war ein glücklicher Gedanke, daß ich dem Vöglein gerade dieses Liedchen beygebracht habe. Das hätte ich aber nicht gedacht, als ich über den Verlust des Vögleins so betrübt war, daß Gott es mir nur nehme, um mir Vater und Schwester — und das Vöglein noch obendrein — wieder zu geben. Da sieht man es recht, wie Gott aus einem kleinen Unglücke uns großes Glück bereiten kann.»

Du hast Recht, lieber Karl, sprach der Vater. So nahm uns Gott alle unsere Güter, um uns andere zu geben. Ich hoffe, wir alle haben durch diesen zeitlichen Verlust an Tugend gewonnen, gegen die Glanz und Reichthum nichts sind, die allein einen ewigen Werth hat. Und vielleicht giebt uns Gott auch einst die zeitlichen Güter wieder zurück, wie dir dein Kanarienvögelchen.»

Der Hirtenknabe, dem Karl den Auftrag gegeben hatte, den entflohenen Kanarienvogel zu fangen, und der, anstatt ihn zurück zu geben, ihn dem Vogelhändler verkauft hatte, war sehr bestürzt, als er von dem Herrn Pfarrer zur Rede gestellt wurde, und von demselben vernahm, wie der Vogel, viele Meilen von hier in einem andern Lande den Diebstahl verrathen habe. «In meinem Leben will ich nicht mehr unredlich handeln, sagte der Knabe, denn nun sehe ichs klar: Kein Fädlein ist so fein gesponnen, es kommt einmal an die Sonnen.»

Herr von Erlau beschloß, vorerst den Winter unter diesem niedrigen Dache zuzubringen. Richard wurde in einer der benachbarten Hütten untergebracht. Das Kanarienvöglein kam an die Stelle, die es eingenommen hatte, ehe es entfloh. Lina verpflegte es auf das Sorg-

fältigste und ließ es ihm auch zur rauhen Jahreszeit keinen Tag an einem grünen Blättchen oder frischen Apfelschnitzchen fehlen. Oft, wenn die edle Familie an hellen Wintertagen in dem kleinen Stübchen saß, und in die schneebedeckte Gegend und die rauh angedufteten Tannenwaldungen hinausblickte, stimmte das Vöglein die Melodie des Liedchens an:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut,
Ist unser Gott!

und die Kinder und Aeltern sangen dann wohl das ganze Lied, und fanden darin Trost und Erbauung. Ja bey manchen traurigen Vorfällen und bangen Besorgnissen, die diese Familie in der Folge noch trafen, war es allen immer eine nicht geringe Erheiterung, wenn das Vöglein plötzlich sein Liedchen sang, und dann mit einem fröhlichen, muthig schmetternden Triller schloß. «Wir wollen dem vertrauen, sagten sie, der uns durch dieses Vöglein, durch ein so kleines, unbedeutendes Geschöpf, schon einmal so wunderbar half. Er, der auf tausend Arten helfen kann, und bisher geholfen hat, wird weiter helfen.»

«Ja, ja, sagte der alte Richard, so denke ich auch. Der Anblick der armen Vöglein, da draußen vor dem Fenster bey dem tiefen Schnee und schneidenden Froste, hat immer etwas Rührendes für mich. Mir fallen immer die Worte ein: Schauet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ärndten nicht, auch sammeln sie nicht in die Scheuren, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr, als sie? Allein, wenn ich dieses Vöglein ansehe, so gehen mir diese Worte noch tiefer zu Herzen, und wenn es gar sein Liedchen anstimmt, so kann ich nun einmal nicht mehr kleinmüthig seyn, so übel es auch in der Welt aussehen und so hart es auch gehen mag. Der für die Vögel sorgt, kann unser nicht vergessen.»

Die edle Familie mußte übrigens noch eine Zeit sehr eingeschränkt leben; durfte aber endlich wieder in ihr Vaterland heimkehren und erhielt ihre Güter größtentheils wieder zurück. Herr und Frau von Erlau

freuten sich sehr, wieder reich und vermöglich zu seyn, weil sie nun im Stande waren, ihre Freunde in der Noth, den guten Richard, dessen Frau und Sohn, den alten Fischer und jeden, der ihnen Gutes gethan hatte, nach Herzenslust zu belohnen.

Die Stände.

In dem großen Verband,
Welcher Staat sich nennet,
Zu achten ist jeglicher Stand,
Der seine Pflicht erkennet.
Du Pflüger, der du zutiefst
Stehst und vom Schweiße triefst,
Du streust in aller Namen
Der Wohlfahrt ersten Samen.

Du nimmst zuerst aus dem Grund
Die Frucht und reichst sie weiter,
Die bis zu des Königes Mund
Aufsteigt auf langer Leiter.
Dir unter den Händen reift
Der rohe Stoff; dann greift
Ihn an mit Zangen die Gilde,
Daß sie ihn mannichfach bilde.

Es wird der Edelstein
Veredelt unter'm Schliffe,
Und köstliche Spezerein
Werden geführt vom Schiffe;
Zuletzt lauft alles Gut,
Das kreist auf irdischer Fluth,
Ein in den Hafen des Geistes;
Und sein Eigenthum heißt es.

Denn was jegliche Zunft
Hat geschafft und gewonnen,
Wird von des Denkers Vernunft
In geistige Fäden gesponnen;
All anders ist Hand und Fuß,
Das rühren und regen sich muß;
Er in seiner Stirne
Trägt des Volkes Gehirne.

Es ist gut und ist recht,
Daß verschiedene Kräfte
Im großen Staatsgeslecht
Sind, jede für eigne Geschäfte;

Wie an einem Haus
Zum Behuf des Baus
Mannichfache Gewerke
Prüfen ihre Stärke.

Jedem hat Gott zur Hand
Gegeben ein Handwerksgeräthe:
Wenn mit Geschick und Verstand
Er stets den Dienst nur thäte!
Jeder soll führen sein's;
Wo's Noth thut, alle eins,
Des Staatshauses gründlichsten Hebel,
Den Degen oder den Säbel.

Nicht nur wer obenauf
Setzt des Baues Zinnen
Oder der Säulen Knauf,
Soll Lob und Preis gewinnen;
Gelobt soll jeder seyn,
Wer da, groß oder klein,
Arbeitet im tiefsten Gemache,
Oder auf höchstem Dache.

Denn, wenn der nicht käme mit Sand
Und nicht jener mit Kalke,
So stünde nicht jene Wand,
Und läge nicht jener Balke:
Aus dem Kleinsten setzt
Sich Großes zusammen zuletzt,
Und keins darf fehlen von allen,
Wenn nicht das Ganze soll fallen.

Der Bauernstand.

O Bauernstand, o Bauernstand!
Du liebster mir von allen!
Zum Erbtheil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen.

Die Hoffart zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost, an Ritterschilden;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne, grüne Erde,
Und streuest goldnen Saamen aus
Ohn' Argwohn und Gefährde.

Hast Gottesluft und Gottesstrahl,
Um eiligst zu genesen,
Wenn sich in deinen Hof einmal
Geschlichen fremdes Wesen.

Was unsre blöde Welt nicht kennt
In ihrem eitlen Treiben:
Wovon im alten Testament
Die heil'gen Männer schreiben, —

Das soll noch oft, wie Morgenwind,
Um meinen Busen wehen,
Das hab' ich wohl an manchem Kind
Im stillen Thal gesehen:

Die Demuth und die Willigkeit,
Die Schönheit und die Stärke,
Die Einfalt, die sich kindlich freut
An jedem Gotteswerke;

Des Jünglings frühe Tüchtigkeit
In würdigen Geschäften,
Der alten Männer Trefflichkeit,
Bescheiden in den Kräften.

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon die in dem Mauerring
Die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß, in Bürgers Haus,
Ein frischer Quell erheben.

Doch eines, lieber, ält'ster Stand!
Kann größres Lob dir schaffen:
Nicht müßig hängen an der Wand
Laß deine Bauernwaffen!

Zieh fröhlich, wann erschallt das Horn,
Ein Sturm auf allen Wegen,
Und wirf ein heißes, blaues Korn
Dem Räuber kühn entgegen!

Die Siegessaat, die Freiheitssaat,
Wie herrlich wird sie sprießen!
Du, Bauer, sollst für solche That
Die Aerndte selbst genießen.

Der Arm, der harte Erde gräbt
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl, von Heldengeist belebt,
Mit jedem Feinde ringen!

Der Fürst und der Bauer.

Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg besuchte, noch als Prinz, im Jahr 1765 die helvetische Gesellschaft zu Schinznach, wo sie den Sommer über im Bade ihre Sitzungen zu halten pflegte. Er bezeugte ein Verlangen, den berühmten Guyer, sonst auch Klyjogg oder der philosophische Bauer genannt, zu sehen. Als dieser der Einladung folgte und ankam, so gieng der Fürst, von allen Mitgliedern der Gesellschaft begleitet, ihm entgegen, umarmte den Bauer und sagte: «Es freuet mich, Dich zu sehen, Klyjogg, nachdem ich von Dir so viel Gutes gehört habe.» — «Mich freuet es auch, Euch zu sehen, Herr Prinz» — versetzte der Bauer. — «Es ist gar zu schön, wenn große Herren zu uns armen Bauern herunter steigen. — «Ich steige nicht zu Dir herunter, Du bist besser, als ich.» — Thränen zitterten hierbey dem menschenfreundlichen Fürsten in den Augen. Klyjogg ward bestürzt, sagte aber bald wieder freymüthig: «Wir sind Beyde gut, wenn Jeder von uns thut, was er thun soll.» — Nach einem langen und herzlichen Gespräche nahm Klyjogg mit kurzem und ungekünsteltem Danke für die erzeigte Liebe Abschied, fügte sein «Nun behüt' Euch Gott!» hinzu, bot dem Prinzen die Hand und wollte fortgehen. Der Prinz drückte ihm ein Goldstück in die Hand. «Was soll das seyn?» fragte Klyjogg mit sanftem Lächeln. «Ein kleines Geschenk zum Andenken der Freude, die Du mir gemacht hast,» sagte der Prinz. Klyjogg betrachtete es und versetzte: «Gold habe ich nicht nöthig; wenn ich arbeite, habe ich dessen genug, und Freude habe ich eben so viele gehabt, als Ihr; das Versäumte werde ich bald einbringen, weil mein Eifer sich verdoppelt, da ich sehe, daß auch große Herren uns Bauern deßwegen lieben: Unkosten habe ich, weder hier, noch auf der Reise gehabt; mit einem Stücke Brot bin ich hieher gekommen, ein Stück Brot wird mich wieder nach Hause bringen. Ich danke nichts desto weniger für Eure Freundlichkeit, behaltet aber Euer Geld!» fügte er mit ernsthafter Miene hinzu; — sobald man auf andern Wegen Geld

sucht, als durch Arbeit, ist man verloren.» — Der Prinz steckte sein Geld in die Tasche, und gestand nachmals, er habe sich in seinem Leben nie so arm gefühlt, als in diesem Augenblicke.

Häuslichkeit des Bauernstandes.

Am Mittage ruhte ein junger Maler, Franz mit Namen, auf seiner Wanderschaft nach Italien in einem Dorfe aus, das eine sehr schöne Lage hatte; hier traf er einen Bauern, der mit einem Wagen noch denselben Tag 4 Meilen nach seinem Wohnorte zu fahren gedachte. Franz wurde mit ihm einig und ließ sich von ihm mitnehmen. Der Bauer war schon ein alter Mann und erzählte unterweges unserm Freunde viel von seiner Haushaltung, von seiner Frau und seinen Kindern. Er war schon siebenzig Jahr alt und hatte im Laufe seines Lebens mancherley erfahren; er wünschte jetzt nichts so sehnlich, als vor seinem Tode nur noch die berühmte Stadt Nürnberg sehen zu können, wo er nie hingekommen war. Franz war durch die Reden des alten Mannes sehr gerührt, es war ihm sonderbar, daß er erst am gestrigen Morgen Nürnberg verlassen hatte, und dieser alte Bauer davon sprach, als wenn es ein fremder, wunderweit entlegener Ort sey, so daß er die als Auserwählte betrachtet, denen es gelinge, dorthin zu kommen.

Mit dem Untergange der Sonne kamen sie vor die Behausung des Bauers an: Kinder sprangen ihnen entgegen, die Erwachsenen arbeiteten noch auf dem Felde, die alte Mutter erkundigte sich eifrig nach den Verwandten, die ihr Mann besucht hatte, sie wurde nicht müde zu fragen und er beantwortete alles überaus treuherzig. Dann ward das Abendessen zubereitet und alle im Hause waren sehr geschäftig. Franz bekam den bequemsten Stuhl, um auszuruhen, ob er gleich gar nicht müde war.

Das Abendroth glänzte noch im Grase vor der Thür und die Kinder spielten darin; wie niedergeregnetes

Gold funkelte es durch die Scheiben, und frischroth waren die Angesichter der Knaben und Mädchen; knurrend setzte sich die Hauskatze neben Franz und schmeichelte sich vertraulich an ihn und Franz fühlte sich so wohl und glücklich in der kleinen beengten Stube, so selig und frey, daß er sich kaum seiner vorigen trüben Abschiedsstunden erinnern konnte, daß er glaubte, er könne in seinem Leben nie wieder betrübt werden. Als nun die Dämmerung einbrach, fingen vom Heerde der Küche die Heimchen ihren friedlichen Gesang an, am Wasserbach sang aus Birken eine Nachtigall heraus, und noch nie hatte Franz das Glück einer stillen Häuslichkeit, einer beschränkten Ruhe, sich so nahe empfunden.

Die großen Söhne kamen aus dem Felde zurück und alle nahmen fröhlich und guten Muths die Abendmahlzeit ein, man sprach von der bevorstehenden Aerndte, vom Zustande der Wiesen. Franz lernte nach und nach das Befinden und die Eigenschaften jedes Hausthiers, aller Pferde und Ochsen kennen. Die Kinder waren gegen die Alten sehr ehrfurchtsvoll, man fühlte, wie der Geist einer schönen Eintracht sie alle beherrschte.

Als es finster geworden war, vermehrte ein eisgrauer Nachbar die Gesellschaft, um den sich besonders die Kinder herum drängten und verlangten, daß er ihnen wieder eine Geschichte erzählen sollte; die Alten mischten sich auch darunter und baten, daß er ihnen wieder von heiligen Märtyrern vorsagen möchte, nichts Neues, sondern was er ihnen schon oft erzählt habe, je öfter sie es hörten, je lieber würde es ihnen. Der Nachbar war auch willig und trug die Geschichte der heiligen Genovefa vor, dann des heiligen Georg, und alle waren in tiefer Andacht verloren.

Der Landwirth.

Anton Rindenschwender, der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau einem Badischen Dorfe im Murgthal, zeichnete sich so sehr durch Fleiß, Ar-

beitsamkeit und Thätigkeit aus, daß er als ein Beyspiel zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient. Schon als Knabe machte er seinen Aeltern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch sein gutes Betragen viele Freude. Als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, entschloß er sich aus eigenem Antriebe, das Haus seiner Aeltern, die in armen Umständen waren, zu verlassen, um ihnen die Last ihrer Haushaltung zu erleichtern. «Wenn ich, sagte er, nur so lange Essen und Kleidung erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit meinem Vater Geld im Walde zu verdienen.» — Er verdingte sich nun in dem nahe gelegenen Dorfe Ottenau an einen Fuhrmann, Namens Klump. Ein Reichsthaler an Geld, ein abwergenes Hemd, Kittel und Hosen von Zwillich, ein Brusttuch und ein schwarzer Halsflor waren sein ganzer Jahreslohn. Ehe er aber seinen Dienst antrat, hörte er, daß in dem Würtembergischen Gränzorte Loffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Kartoffeln gesucht wurden. Eine so schöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte er nicht aus den Händen lassen zu dürfen! Diese so wohlthätigen Kartoffeln waren damals (1740) noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Versuchung, einige zu entwenden, um sie in seinem Geburtsorte zu verpflanzen. Aber er widerstand dieser Versuchung und bedung sich statt des Lohnes so viel Kartoffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß er verdient hätte. Er erhielt 9 Körbe voll, von denen er 5 nach Hause brachte, und dadurch der erste Verbreiter derselben im Murgthale wurde. Nun trat er seinen Dienst an und erlernte das Nöthigste vom Ackerbaue, der Viehzucht und dem Fuhrwesen. Nach einigen Jahren entschloß er sich, seinem Vater im Holzmachen Gesellschaft zu leisten, und erlangte durch beständige Aufmerksamkeit eine solche Geschicklichkeit in dieser Handarbeit, daß ihn Niemand hierin übertraf. Denn als er schon Holländischer Faktor war und sich nicht mehr mit Holzhauen beschäftigte, wurde einst in Gegenwart eines reichen Ausländers darüber gesprochen, wie viel wohl Zeit erfordert würde, eine Eiche, vor welcher sie eben standen, umzuhauen. Anton lächelte über die lange Zeitbestimmung eines Andern, und setzte dazu eine so geringe Anzahl von Minuten fest, daß der

Fremde eine ansehnliche Wette vorschlug. Anton warf seinen Rock ab, ergriff die Axt, und hieb die Eiche in kürzerer Zeit um, als er bestimmt hatte.

Nicht lange hatte er seinem Vater in der Arbeit beygestanden, als ihm ein unglücklicher Fall denselben raubte und ihm viele Sorgen wegen der Ernährung seiner Mutter und seiner Schwestern verursachte. Doch seines Vaters Landsmann und Freund, Berger zu Weißenbach, der von dem Holzhändler Böhringer zu Buchenbronn zum Meisterknechte beym Holzfällen angestellt worden war, bestellte ihn zum Oberknecht der Holzhauer und verschaffte ihm durch Geldvorschuß Gelegenheit, selbst Bäume zu kaufen und zu verkaufen, wodurch er Geld und Handelskenntnisse gewann. Aber auch Berger starb bald; doch empfahl er ihn noch sterbend seiner Gattin, deren Geschäfte er ein ganzes Jahr betrieb, worauf ihn Böhringer in seinem 21sten Jahre als Meisterknecht anstellte. In diesem seinem Dienste besorgte er die Geschäfte der Holländer so gut, daß sie ihn selbst kennen zu lernen wünschten. Bald darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der Böhringer'schen Spedition in's Land, lernte Anton's Kenntnisse näher kennen, und nachdem er ihm die Besorgung einiger Privatgeschäfte aufgetragen hatte, die Anton zu seiner größten Zufriedenheit ausrichtete, so bestellte er ihn zu seinem Faktor mit einem Jahresgehalte von 500 Rthlrn. (900 Gulden). Nun hatte er Gelegenheit sein Glück zu verfolgen. Er kaufte und verkaufte Holz und erwarb sich durch diesen Handel bald so viel Vermögen, daß er sich ein eigenes Haus anschaffen konnte. Einige Zeit nachher erhielt er Zutritt bey dem damaligen Bischoffe von Speyer und verkaufte ihm für viele tausend Gulden Holz nach Holland. Er schloß Handelsverträge mit Baden, Churpfalz, Zweybrücken, dem ehemaligen Bißthume Straßburg, den vorderösterreichischen Ständen und mit vielen Klöstern, Städten und Gemeinden. Dabey versäumte er aber seine Hauswirthschaft nicht; er kaufte Feld, bauete öde Plätze an, brachte die Viehzucht empor und pachtete mehrere Ländereien. Während dieser Zeit hatte sich Rindenschwender mit Franziska Wolf von Oberweiher verehlicht, einer Frau, die zwar ohne Vermögen, aber mit ihm Eines Sinnes

war, und deren Wohlthätigkeit noch jetzt in jenen Gegenden in dem lebhaftesten Andenken steht. Er bekam zwölf Kinder von ihr, wovon noch drey leben. Nach neunzehn Jahren trennte der Tod diese glückliche Ehe. Einige Zeit darauf ward Sabina Lumpin, des Forstmeisters von Ettlingen Tochter, ein braves, aber auch reiches Mädchen, seine zweyte Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er schon selbst erworben hatte und das durch seine nunmehrige Frau ansehnlich vermehrt worden war, setzte ihn in den Stand, den Antheil des Commerzienrathes Dürr an der Schifffahrt- oder an der Holzhandel-Gesellschaft im Murgthale zu kaufen, wodurch sein Einfluß und sein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun ward er erster Ortsvorsteher in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Oberschultheiß, welche Stelle er vierzig Jahre verwaltete. Wohlthätig waren seine Anstalten, um den Verwüstungen des reißenden Murgstromes Gränzen zu setzen. Unterdessen bauete er Häuser und Scheunen, legte Potaschensiedereien und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke Gaggenauer Gemeindefeld, baute darauf eine schöne Glashütte und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägemühle. Der jetzige Amalienberg, sonst Hilvert genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein unfruchtbarer, äußerst unebener und felsiger Boden wurde durch ihn zu der lachendsten Fruchtgegend umgeschaffen. Tiefen wurden ausgefüllt, Hügel mit eigens dazu erfundenen Werkzeugen abgehoben, unfruchtbare Gegenden mit fruchtbarer, weit hergeholter Erde drey Ellen hoch überfahren. Apfel-, Birn-, Kirschen-, Pflaumen- und Nußbaumgänge wechselten mit Aeckern und Weinpflanzungen, und im Hintergrunde erschienen die lachendsten Wiesen. Noch schien der Hauptfels ihm seine ganze Anlage zu entstellen. Aber ihm war nichts unmöglich; sechs und dreyßig Felsensprenger mußten den Felsen hinauf klettern und durch Sprengen und Bohren, durch Gewalt und Vortheil diese Felsen abstufig ebnen, darauf jetzt die herrlichsten Weinstöcke prangen. Die ganze Anlage dieses Gutes kostete ihm über 100,000 Gulden. Mitten unter diesen wohlthätigen Beschäftigungen riß der Tod seine zweyte Gattin von seiner Seite, von der er in achtzehn

Jahren zwölf Kinder bekommen hatte. Maria Anna Futterin, eine Bürgerstochter zu Gaggenau, die er in seinem Dienste als eine thätige Wirthschafterin hatte kennen lernen, wurde nun seine dritte Gattin. Von den mit ihr erzeugten sechs Kindern leben noch drey. Das Selbstbewußtseyn, so viele nützliche Thätigkeit bewiesen und dabey so vielen, meist armen Leuten durch Arbeit Brot und Unterhalt verschafft zu haben, würden ihm seine Sorgen und Kosten schon reichlich belohnt haben; aber er wurde auch von seinem Fürsten, dieser seiner gemeinnützigen Thätigkeit wegen, geschätzt und geehrt. Die Erbprinzessin von Baden, nachher verwittibte Frau Markgräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berganlagen und verließ voll Entzücken über die herrlichen Anlagen und den Mann, dessen Werke sie sind, diese Gegend, deren Besitzer ihr von diesem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der nun verewigte Großherzog von Baden, Carl Friedrich, selbst äußerte über diese Anlagen sein herzliches Wohlgefallen, und gab ihrem Stifter den Rang und den Titel eines Oekonomierathes. Mehrere Jahre nach einander wurde nun dieß Gut der Sommeraufenthalt der Badenschen Herrschaften.

Das Ende seiner irdischen Laufbahn nahete, aber Rindenschwenders immer thätiger Geist fand noch keine Ruhe. Er schloß nämlich mit dem damals noch bestandenen adelichen Kloster Frauenalb einen Vertrag über den Scheiter- und Floß-Holzhandel. Um denselben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumungen und Schwellungen so einrichten, daß nunmehr auf demselben Holländerflöße für Schiffbauholz gehen können.

So hob sich ein armer Holzhauer durch seinen Fleiß und seine Thätigkeit empor, und mit sich erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 126 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umschuf, 24 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude und 3 Lusthäuschen baute und mehrere Fabriken anlegte. Er war offenherzig mit Klugheit, nachdenkend und unternehmend, freundlich, mitleidig, religiös, ohne doch die erlaubten Lebensfreuden zu verachten, gastfrey ohne Verschwendung. Nicht leicht vergieng eine Woche, wo nicht Fremde aus der Nähe und

Ferne einen frohen Tag bey ihm gehabt hätten. Ungeachtet dieser edlen Genüsse und der großen Kosten, die ihm die Anlagen des Amalienberges verursachten, und ungeachtet der großen Kriegslasten und einige Jahre zuvor erlittenen Plünd rungen, hinterließ er noch ein Vermögen von 150,000 Rthlrn. (270,000 Gulden). Er endete seine rastlose und merkwürdige Laufbahn am 4ten May 1803 in seinem 70sten Lebensjahre, nachdem er 6 Monate lang einen merklichen Nachlaß seiner körperlichen Kräfte empfunden hatte.

Der Handwerksstand.

Es ist zu wünschen, daß der Handwerksstand immer mehr ausgebildet und geachtet werden möge, denn er ist und bleibt, man mag sagen, was man will, immer ein glücklicher Stand, und das Sprichwort «Handwerk hat einen goldenen Boden», oder «eine Kunst ernährt ihren Mann» ist eines der wahresten Sprichwörter. Ein junger Mensch, der sein Handwerk, seine Kunst, gehörig erlernt hat, sieht sich, wenn seine Lehrjahre vorüber sind, eine Zeitlang in der Fremde um, reiset in dieses und in jenes Land, in diese und jene Stadt, lernt Menschen und Länder kennen und zieht, wenn er aufmerksam ist, aus allem, was er sieht, hört und was ihm begegnet, vielen Vortheil für seine Bildung. Dabey hat er noch den Vortheil vor manchen andern Menschen voraus, daß er von Niemand abhängig ist und nicht erst auf die Gnade Anderer warten darf, ob sie ihn anstellen wollen oder nicht. Wie lange muß mancher junge Gelehrte, mancher, der sich dem Rechnungswesen widmete oder eine gute Hand schreiben lernte, und zu einem Amte befördert zu seyn wünscht, laufen und rennen! Wie oft, wie lange, wie demüthig muß er in den Vorzimmern derjenigen, von denen seine Versorgung abhängt, unbemerkt stehen! Wie oft sich von den Bedienten über die Achsel ansehen, von seinen Versorgern schnöde abweisen oder mit leeren Verspre-

dungen oder Ausflüchten auf andere Zeiten vertrösten lassen! — Der fleißige und geschickte Handwerker und Künstler dagegen findet bald irgend einen Ort, wo er mit seiner gut erlernten Arbeit fortkommen kann, und weiß es bald dahin zu bringeu, daß nicht er nöthig hat, Arbeit zu suchen, sondern daß diejenigen, welche seine Waaren brauchen, ihn suchen.

Hat nun vollends ein junger Mensch Aeltern, die wenigstens in etwas ihn in seinen Lehr- und Gesellenjahren unterstützen können, so wird's ihm dann um so leichter, als Handwerker und Künstler sein Fortkommen zu finden. Er kann seine Reisen mit größerem Nutzen machen, kann fremde Sprachen erlernen, mehrere Länder besuchen, dem Ausländer manches ablernen, was dieser als Geheimniß bewahrt. Er kann manches lernen und betreiben, was auf seine Beschäftigung nur eine entfernte, aber doch nützliche Beziehung hat — braucht nicht bey dem bloß Nothwendigen stehen zu bleiben, sondern kann Alles, was in sein Fach einschlägt, untersuchen, Verbesserungen machen, und vielleicht Erfinder dieser oder jener nützlichen Sache und dadurch seinen Zeitgenossen und der Nachwelt ein Wohlthäter werden. Hat also nicht ein Handwerker und Künstler sein äußeres Glück weit mehr in der Hand, als ein Gelehrter oder der Schreiberey Beflissener? Kann er nicht durch Thätigkeit, Ordnung und Fleiß sich oft gleichsam selbst versorgen, sein Glück selbst gründen, indeß ein Amt mehr von Andern und also von tausend Zufällen abhängt, die man nicht in seiner Gewalt hat?

Der Handwerksmeister.

Ich bin ein Handwerksmann; ihr glaubt mich zu erhöhen,
Wenn ihr mich „Herr" begrüßet? Nein!
Sagt „Meister" nur: denn der muß was verstehen;
Allein ein Herr kann — jeder Esel seyn!

Entstehung und Ausbildung des Handwerksstandes.

In den ältesten Zeiten machten diese Arbeiter keinen besondern, geschlossenen Stand aus, sondern die Frauen und die Knechte waren es, welche die zu Nahrung, Kleidung, Wohnung und Geräthe nothwendigen Dinge zubereiteten oder fertigten, indeß der freye Hausvater den Geschäften des Krieges und der Gemeindeverwaltung, so wie den Vergnügungen der Jagd nachgieng. Erst als Heinrich der Vogler 919 deutscher Kaiser wurde und zum Schutze gegen die einfallendeu Ungarn feste Städte erbaute, fingen allmählig auch freye Leute in diesen Städten an, theils für ihre eigenen, theils für die Bedürfnisse Anderer zu arbeiten. Und weil Heinrich verordnet hatte, daß alle Versammlungen und großen Feste von den Bewohnern der umliegenden Gegend sollten in den Städten gefeiert und alle Jahrmärkte, die sonst nur bey den Stiften, Kirchen und Klöstern gehalten wurden, ebenfalls in die Städte verlegt werden, so konnte der fleißige Werkmann auf sichern Abgang seiner Erzeugnisse rechnen. Mit der Vermehrung und Vergrößerung der Städte bildeten sich die Handwerke immer mehr aus, mit den wachsenden Bedürfnissen vervielfältigten sie sich und unter den fränkischen Kaisern fingen die gleichartigen Arbeiter an, in geschlossene Gesellschaften zusammen zu treten, sich zu einen, daher geeinte Handwerke oder Innungen, auch Zünfte, welchen der Landesherr in besondern Verordnungen, gewisse Vorrechte und Freyheiten ausschließlich verlieh. Die Kämpfe der deutschen Kaiser mit den Lombarden in Italien gaben den Deutschen Veranlassung, das wohleingerichtete lombardische Städte- und Gewerbewesen kennen zu lernen und mit eigenthümlichen Veränderungen auf die heimathlichen Handwerksverhältnisse anzuwenden.

Das Recht der Zünfte oder, wie sie auch hießen, der Gilden bestand darin, daß die Mitglieder einer solchen Innung gewisse Gilde- oder Zunftgesetze oder Handwerksverordnungen verabreden durften, worüber sie

sich von ihrem Landesherrn die Bestätigung mittelst des sogenannten Gildebriefes geben ließen, darin zugleich die Rechte, Freyheiten und Schranken enthalten waren, sammt der bestimmten Angabe, was die Meister eigentlich verfertigen und treiben durften; ferner konnte eine Gilde, um gute Ordnung zu erhalten, einzelnen ihrer Mitglieder die Aufsicht über bestimmte Gilden- oder Innungsgeschäfte übertragen, und bey Rechtsstreitigkeiten, welche die Gilde betrafen, einen Sachwalter bestellen; sie durften in einer Herberge zum Besten der Gilde Zusammenkünfte halten, die man auch Morgensprache nannte, weil sie sonst mit Aufgang der Sonne stattfanden; endlich durften sie auch ein gewisses gemeinschaftliches Vermögen besitzen und zur Bestreitung der Kosten, welche die Erhaltung und das Beste der Innung erfordern, gewisse Abgaben bestimmen, welche die Zunftgenossen entrichten müssen, und die nebst andern Gildesachen in einer gemeinschaftlichen Lade, Gildelade, aufbewahrt werden.

Diese Lade oder Truhe hielten sie als Band der Gemeinschaft und Gesellschaft. Nicht jede Stadt hatte eine eigene Lade, sondern oft hielten mehrere Städte zu einander. Z. B. Altenburg hatte eine Lade, zu der alle übrigen Orte im Kreise sich halten mußten oder die, wie man zu sagen pflegt, mit Altenburg heben und legen mußten; nur dort konnte man Meister werden, die Jungen aufdingen und lossprechen und prüfen lassen. Der Städte, welche eine Lade hatten, und wo Prüfungen der Gesellen gehalten wurden, waren 16. Ohne Bewilligung des Kaisers durfte späterhin keine Prüfstätte mehr aufgerichtet werden, welches viel Geld kostete.

In Augsburg und Nürnberg erfreuten sich wohl am frühsten einige Handwerker und Künstler einer innungsmäßigen Verfassung: denn es ist bekannt, daß schon im Mittelalter viele Handwerker und Künstler daselbst lebten, und ihre Nachfolger hingen immer mit der größten Vorliebe an ihren uralten Handwerksverfassungen. Die ältesten Innungen, von denen man bis jetzt etwas Gewisses weiß, sind die, welche der sächsische Herzog Heinrich, der Löwe, den Krämern und Tuchscherern in der Mitte des 12ten Jahrhunderts bestätigte. Diesem Bey-

spiele folgten bald mehrere Handwerker und erbaten sich ähnliche Vorzüge, Rechte und Freyheiten von ihrem Landesherrn; andere errichteten sich wahrscheinlich selbst, ohne Zuziehung der Obrigkeit, ihre Innungen; wenigstens scheint dieß der Fall in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts gewesen zu seyn. Denn unter Friedrich II., der im Jahr 1215 die deutsche Kaiserwürde erhielt, wurde verordnet, daß keine Zünfte mehr, ohne Bewilligung des Landesherrn gebildet werden sollten. Der um dieselbe Zeit lebende Erzbischoff Siegfried von Mainz gab den Leinwandhändlern, Schuhmachern und Gerbern daselbst ein eigenes Haus, worin sie ihre Waaren feil hielten, und die Gerber beehrte er noch mit dem ausschließlichen Rechte, daß Niemand dergleichen Waaren, wie sie verfertigten, verkaufen durfte. Es blieben aber auch im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte noch viele Handwerker und Künstler unzünftig, besonders solche, die eben nicht zahlreich waren und deren Erzeugnisse keinen großen Absatz fanden.

Daher theilte man die Handwerke in zünftige oder in Innungen geschlossene, und unzünftige. Man theilt sie auch ferner ein in gesperrte oder geschworne, die keinen Fremden ihr Handwerk lehren, z. B. in Nürnberg die Ahlenschmiede, Bleistiftmacher, Schellenmacher rc. und ungesperrte oder freye; in geschlossene, bey denen die Meisterzahl festgesetzt ist, und ungeschlossene; in geschenkte, deren wandernde Gesellen ein Geschenk als Reisegeld erhalten, und ungeschenkte. Weitere innere Eintheilungen ergeben sich nach den Stoffen, die sie verarbeiten, nach den Bedürfnissen, die sie befriedigen, nach den Geräthen und Mitteln, deren sie sich zur Arbeit bedienen.

Im Laufe der Zeit schlichen sich viele Mißbräuche in das Zunftwesen ein und besonders hat der Gildenzwang viel Nachtheil gebracht, so daß man am besten zu thun glaubte, die Zünfte aufzuheben, oder wenigstens ihre alte Einrichtung so zu ändern, daß sie nur dem Namen nach noch bestehen; allein der Mißbrauch macht nie die Sache selbst schlecht, und behält man nach Abschaffung des Schlimmen das Gute bey, so ist der Vortheil der Gildeneinrichtung in Bezug auf Vollkommenheit und

Güte der Arbeiten, auf Ordnung und besseres Fortkommen der Arbeiter selbst u. s. w. gewiß nicht zu verkennen.

Das Wandern des Handwerkers.

Oft wann die Jünglinge — Hans Sachs, der Schumachergeselle, Heinrich, der Steinmetz, und Andreas, der Schreiner — nach vollbrachtem Tagewerk mit dem alten Meister, bey dem Sachs zu München arbeitete, zusammen saßen, fügte es sich denn, daß sie von ihren verschiedenen Reisen, Wanderungen und Zügen sprachen, daß sie, jeder auf seine Weise, erzählten, was sie gesehen, gearbeitet, geübt und erfahren: wie sie oft recht müheselig und mit gar geringer Baarschaft nach Art der Handwerksgesellen sich hätten hindurch helfen müssen; wie es ihnen oft sehr abwechselnd gegangen und ihnen zu rechter Zeit doch immer wieder geholfen worden sey durch gute Menschen und vornehmlich durch weise Einrichtungen, und wie eben Noth und Sorge, welche sie überwunden, ihnen zu den allerbesten Lehrerinnen geworden; ja sie erzählten manchmal Stunden lang von vielen guten und manchen bösen und thörichten Menschen, welche sie genauer kennen gelernt und mit denen sie umgegangen, und es zeigte sich dabey recht klar, daß allein das Wandern und Reisen in allen Künsten und Gewerken den rechten Meister machen kann. Nicht bloß sehr geübt waren diese Gesellen in ihren Gewerken und Künsten, sie waren auch sehr erfahren in vielen andern Dingen, und vornehmlich hatten sie in vielen deutschen Städten die Art der Verwaltung und die Ordnung alter guter Gesetze erforschet. Wo diese oder jene Einrichtung noch neu und auffallend war, hatten sie den eigenen Grund und Nutzen derselben sorgfältig erfragt und sie sprachen zur Freude des Alten oft sehr verständig und weitläufig von vielen öffentlichen Veranstaltungen, die daheim noch neu zu machen, oder zu bessern, oder von andern Orten zu entlehnen wären. Sie kann-

ten fast in jeder größeren Stadt ihres deutschen Vaterlandes die vorzüglichsten Gebäude und anderweitigen Kunstwerke sehr genau, so daß sie dieselben sehr lebendig und begreiflich beschreiben und von manchen eigene Handzeichnungen vorzeigen konnten. Was jegliche Landschaft besonders gewinne, wie es genutzet und verarbeitet, wie und wohin es durch Handel und Verkehr verbreitet werde, hatten sie sich sorgfältig angemerkt, hauptsächlich aber in wie weit es zu ihren Gewerken ihnen Nutzen bringen könne. Mannichfaltige Verbindungen, vornehmlich mit den geschicktesten Meistern ihrer eigenen Handwerke, hatten sie an vielen Orten angeknüpft und durch den fleißigen Verkehr der Gewerke und Innungen des ganzen deutschen Landes untereinander wurde es ihnen möglich gemacht, diese Verbindungen nicht bloß zu unterhalten, sondern selbst zu erweitern: also daß keine neue Erfindung, kein neuer Gewinn für ihre kunstreiche und vielfältige Arbeit lange unbekannt bleiben konnte. Sie unterschieden mit den genauesten Angaben diejenigen Orte, wo die Rechte, Einrichtungen und ehrwürdigen Gewohnheiten der Handwerksinnungen am heiligsten und gewissenhaftesten im Gebrauch gehalten wurden, und zeigten mit den auffallendsten Erfahrungen, daß an solchen Orten nicht bloß die Gewerke selbst am besten blüheten, und die Arbeiter am meisten in Wohlstand, Ehre und Tugend lebten, sondern daß auch eben dadurch überhaupt jede Art Verkehr und Vortheil an diesen Orten den gesegnetsten Fortgang gewinne. Vornehmlich lobten sie deswegen das uns jetzt noch so ehrwürdige Nürnberg; und so sehr sie auch sonst, wie sich denken läßt, durch ihre Reisen und Wanderungen an freyer, frischer und ungezwungener Ansicht der Dinge gewonnen hatten, so eifrig priesen sie doch die dort in allen Einrichtungen des Zunft- und Innungswesens waltende große Strenge und alte ursprüngliche Genauigkeit, durch welche fast allein ein ehrbarer und edler Bürgergeist, Fleiß, Ehrliebe, Redlichkeit und Treue erhalten werde.

Wer kann in unsern Tagen wohl anders, als mit rechter Wehmuth auf die guten Zeiten der alten Handwerksehre und Thätigkeit und auf die wackeren Bürger und Handwerksmeister jener alten ehrenwerthen deutschen Reichsstädte hinblicken, da man ja jetzt an so vie-

len Orten nach einer bloß klugen Vortheilsberechnung und einer neuen Allgemeinheitslehre darauf auszugehen scheint, das in unsre ganze deutsche Sinnesart so innig verwebt, und aus ihr hervorgegangene Zunftwesen, als eine unbehilflich gewordene alte Mode, welche der Geist unserer Zeit verschmähe, aufzuheben und eine ausländische neue Erfindung an die Stelle zu schaffen? Wenn denn auch wirklich einige Mißbräuche und wenn auch Unbequemlichkeiten bey dem heutigen deutschen Zunftwesen sich eingefunden haben, welche für unsere Zeit sich nicht mehr schicken wollen, so schaffe man diese bey Seite; reißt man aber das Ganze weg, so reißet man eben dadurch einen Theil des deutschen, wahrlich! schon genug zerstückten Gemeinwesens, und keinen geringen, weg. Hebt man den Gewerbszwang ganz und gar auf, so hebt man auch die Gewerbszucht auf, und statt geschickter, geprüfter, gehorsamer, festgesessener, häuslich und treu-gesinnter Bürger und Meister wird man sehr bald, neben einigen wenigen Schlauköpfen und vornehmen, aber unfleißigen Unternehmern, gar viele der heimathlosen, abentheuerlichen, alles und doch eigentlich nichts Rechtes verstehenden Tausendkünstler haben, wozu jeder andere eher taugt, nur kein ehrlicher Deutscher. Helft also dem deutschen Innungswesen auf, statt es ganz zu verschmähen; überzeugt Euch an solchen Orten, wo in dieser argen Zeit von dem alten guten Zunftwesen noch etwas stehen geblieben ist, daß der eigentliche Kern und Keim zu einem festen Gemeinwesen in den Städten, zu einer rechtlichen Gesinnung und zu frommen und gescheiden Bürgern für uns ehrbare und gesetzliebende Deutsche ganz vornehmlich in dem Zunftwesen liege; Ehrbarkeit, Rechtlichkeit und Frömmigkeit sollte denn doch wohl in ieder Zeit eine Hauptsache seyn und bleiben müssen; erschweret die Aufnahme in ein Handwerksamt und laßt es wieder eine Ehre werden, auf welche nur der rein geborne und makellos gebliebene Anspruch machen kann; vornehmlich sehet die reisenden und wandernden jungen Handwerksleute, wenn sie auch nicht in Feierkleidern gehen, deßwegen nicht als Bettler und verächtliche Landfahrer an, sonst macht Ihr sie dazu; sondern seyd gerade diesen fördersam und dienlich in allen Dingen und achtet den friedlichen und thätigen

Bürger, der am Ende, wenn's zur rechten Noth kömmt, doch auch der treueste Wehrmann ist, nicht schlechter, sondern vielmehr besser, als jeden andern, und es kann nur auf diese Weise dahin kommen, daß auch der Allerbeste sich nicht scheuet, seiner Söhne einen in ein wackeres und kunstreiches Handwerksamt einschreiben, ihn zunftgerecht lernen, schauen, reisen und wandern zu lassen, auf daß er dereinst, als ein kluger und wohlerfahrner Mann, der angesehene Werkmeister werde über fünfzig der geringeren Meister und Gesellen.

Sebastian Pflug.

Sebastian Pflug war der Sohn eines armen Tagelöhners, welcher in dem Dörfchen Pappenroda wohnte, und seinen Unterhalt dadurch verdiente, daß er bey dem reichen Lohgerber der nahe gelegenen Stadt, Adam Große, Jahr aus Jahr ein, als Handlanger arbeitete. Martin Pflug war mit seinem Loose herzlich zufrieden; und darum wurde schon früh in seinem Sohne Sebastian der Wunsch erregt und genährt: auch einmal bey dem reichen Gerber in der Stadt, als Tagelöhner zu arbeiten.

Sebastian hatte an seinem Vater einen recht guten, lieben Vater, der zu Mittage in der Stadt sein Stück trockenes Brod aß, um auf den Abend eine warme Suppe mit Weib und Kind verzehren zu können. Doch sehr oft reichte die gutmüthige Gerberin, Frau Marthe Große, aus der angefüllten Speisekammer, dem treuen Arbeiter ihres Mannes zu seinem Mittagsbrode noch eine Zugabe, die Pflug aber nie ganz verzehrte, damit er auf den Abend seiner Frau und seinem Bastian etwas mitzubringen hätte.

Groß war dann Sebastians Freude, wenn nach vollbrachtem Tagewerke der Vater mit dem Kober kam, voll guten Appetites, unter Erzählungen von Meister Großen und seiner braven Frau, aß; und nun, wenn er bemerkte, daß Bastian, während seiner Erzählung, mehr

als einmal große Augen gemacht, und den blechernen Löffel lebhafter zum Munde geführt hatte, hingieng, das Stück Kuchen, oder was er sonst für Frau Elisabethen und seinen Bastian aufgehoben hatte, aus dem Kober zu holen. — Da sah Bastian mit Ungeduld dem vierzehnten Jahre entgegen, wo er konfirmirt werden sollte, und wo er dann hoffte, mit seinem Vater an die Quelle zu kommen, aus der ihm jetzt schon so viel Gutes zufloß.

Doch entschiedener noch, als dieß, wirkte auf Bastian der Weihnachts heilige Abend. Denn da brachte sein Vater jedesmal eine große mächtige Stolle für's ganze Haus, uud noch eine kleine für Bastian mit; auch eine Wachskerze zur Weihnachtsmette, und ein neues Halstuch, oder ein paar wollenreiche Handschuh. Wenn nun Pflug erst die große Stolle auf den Tisch gelegt hatte, dann sagte er bey jedem Stückchen, das er herausbrachte: «für dich, Bastian, von der guten Meisterin, die schenkt es dir zu Weihnachten!» Und dabey freute er sich immer selbst mit wie ein Kind. Dem Bastian funkelten die Augen, und er stolzirte in Gedanken schon unter seinen Kameraden herum, mit dem neuen Halstuche und den schönen Fingerhandschuhen; und gieng in Gedanken nach der Stadt und brachte der Meisterin die ersten Mayblumen, oder den neuen Honig zum Danke, wie er das in jedem Frühlinge zu thun gewohnt war. Indeß machte Pflug das Papier auf, das neben der großen Christstolle lag. Nach diesem Papiere hatte Pflugs Frau schon seitwärts mit spähendem Auge geblickt — sie merkte es wohl, daß hier etwas für sie seyn möchte. Denn auch sie wurde zu Weihnachten nie von der guten Meisterin vergessen. Da lagen nun entweder ein paar schöne Kastorstrümpfe mit rothen Zwickeln vor ihr, oder ein Festtagshalstuch mit Spitzen; und die Freude der Mutter brachte auch Bastian wieder zu sich selbst und führte ihn mit seinen umherschweifenden Gedanken wieder zu den Geschenken der Gerberin und zu seinen Aeltern zurück.

Guter Pflug, wer war jetzt glücklicher, als du, wenn du dein Weib und Kind so herzlich froh sahst! — Und ihr, schlichte gute Menschen, die ihr alle diese Freuden der armen Tagelöhnerfamilie schufet, ohne weiter daraus

etwas besonderes zu machen, wie mancher, der sich höherer Geistesbildung rühmt, könnte von euch noch lernen: wie man andern wohlthun müsse und dürfte vielleicht gar Lust bekommen, auch einmal, ohne alle Rücksicht auf das hochverehrte Selbst, Andern einen frohen Tag zu machen, wenn er die entzückte Tagelöhnerfamilie so gesehen hätte, wie ich sie gesehen habe!

Der brave Gerber, Meister Große, sah auf alle seine Leute, daß es ihnen wohl gieng; hauptsächlich aber auf diesen Tagelöhner, der so ehrlich, als arm war, und der dabey seine Arbeit mit einer Gutmüthigkeit und mit einer Fröhlichkeit that, die ihres Gleichen sucht. Es war unter andern des Tagelöhners Geschäft, früh die Werkstätte zu öffnen, ehe noch ein Geselle da war. Pflug hatte erst eine halbe Stunde bis hin in die Vorstadt zu gehen, wo der Gerber wohnte; und dennoch fand nie ein Geselle Ursache über ihn zu klagen, daß irgend einmal fünf Uhr in der Werkstätte nicht alles in der Ordnung gewesen wäre! Das wußte Meister Große, und hatte noch vielfältige andere Proben von der Treue, dem Fleiße und der Pünktlichkeit seines Tagelöhners. Darum rufte er ihn denn jederzeit am Weihnachts heiligen Abend besonders zu sich und gab ihm, außer dem gewöhnlichen Geschenke, noch ein kleines Goldstück mit dem Zusatze: « Da hier, Pflug, ich weiß, daß ihr gern etwas für Bastian aufhebt! — Nun, Gott erhalte euch gesund; und kommt und trinkt auf den zweyten Festtag den Kaffee mit in meinem Hause. »

Dieß Goldstück, machte die glückliche Mutter und den glücklichen Vater, in Rücksicht auf Bastian, noch glücklicher: und in Bastians Seele stand der Vorsatz fest und unerschütterlich: « Daß er nie andere als Tagelöhnerarbeit bey dem reichen Gerber, Meister Große, thun wolle! »

Die größte Lust war es für ihn, wenn er zuweilen in der Gerberey den leeren Schiebebock seinem Vater nachfahren, oder irgend sonst wo mit angreifen durfte. Kam dann etwa gar Meister Große dazu und fragte: « Nun, Bastian, geht's bald? Willst du auch bey mir arbeiten, wie dein Vater? » Ja, dann konnte seine Freude nicht höher steigen; mehr als einmal antwortete er aus voller Seele: « Ja, ja! »

Sebastian war zwölf Jahr alt, da nahm ihn sein Vater zum erstenmal mit zum Loßballspringen. Vier volle Tage sah er da das glückliche Leben der Gerber mit an, wie es sein Vater zu Hause oft geschildert hatte. Er genoß es jetzt zum Theil selbst mit, und glaubte sich darüber in eine andere Welt versetzt.

Hoch fühlte er sich geehrt, daß er in Gesellschaft der Gerbergesellen an dem Frühstück Theil nehmen durfte. Da saßen der Vater und er, wenn gleich unten an, doch mit in der Reihe, wo jedes das Recht hatte von allem, was da war auf den Tisch gesetzt worden, zuzulangen.

Den dritten Tag kamen einige fremde Gerbergesellen mit zum Frühstücke und erzählten sehr viel von ihren Wanderungen; und die in Arbeit stehenden Gesellen fragten sie um das, was sie nicht mit erzählten, und erkundigten sich nach ihren Vettern, Freunden und Bekannten, die auch in der Fremde waren. Da merkte Meister Große, daß Sebastian kein Auge von den Gesellen wegwende; und als sie fortgiengen und Bastian ihnen noch lange nachsah, da sagte er zu ihm: «Was gilt's, Bübchen, du möchtest auch ein Gerbergeselle werden?»

Bastian stand, wie aus den Wolken gefallen! Noch war sein stolzester Gedanke nur der gewesen: wie sein Vater einmal des Gerbers Tagelöhner zu werden; und nun gar Gerbergeselle? — Es war zu viel für Bastian, und er konnte den kühnen Gedanken nicht fassen! Aber gleichwohl sagte er sich auch wieder: «Meister Große hat dich *selber* gefragt; als, es muß doch *möglich* seyn, daß du ein Gerbergeselle werdest!» — Scherz, oder Ernst, daran konnte Sebastian nicht denken. Von Stund an, stand er nun als Gerbergeselle sich selbst unaufhörlich vor den Augen.

Die Aeußerung des Meister Große aber, die in die Seele des Knaben so tief eingedrungen war, hatte auch seinem alten Vater das Innere gleich einer aufgehenden Sonne erleuchtet. «Dein Sohn, dein Baschen, einmal — mehr noch als du, nicht des Gerbers Tagelöhner, ein Gerbergeselle.» — Und noch heute faßte er, in der Freude und Entzückung über diesen Gedanken, einen Entschluß für das künftige Glück seines Sohnes. Wöchentlich wollte er, von diesem Tage an, etwas be-

stimmtes von seinem Lohne stehen lassen, und weder dem Meister, noch seiner Frau sagen, zu welchem Behufe er das thäte? «Vielleicht hilft dieß Ersparte Baschen einmal mit zum Gerbergesellen machen!» So dachte der gute Vater.

Nicht so außer sich, als er, über den neuen kühnen Gedanken, den Meister Große seiner Seele gegeben hatte, gewesen war, Sebastianen zum Gerbergesellen zu machen, wurde seine Frau, als er ihr am Abend erzählte: was sich heute mit Baschen begeben habe! Und dieß kam daher: weil sie sich selbst schon mehrmals die Möglichkeit gedacht hatte, daß aus Bastian wohl etwas werden könnte! Sie hatte ihn immer um sich, sie kannte seinen Trieb zur Thätigkeit, seine Ordnungsliebe, seine Willigkeit im Uebernehmen kleiner Geschäfte, seine Pünktlichkeit in Vollbringung derselben, seinen Gehorsam, seine Liebe zur Wahrheit, seine Frömmigkeit. Ueberdieß hatte sie es sich mehr als einmal von andern und auch einigemal von dem Herrn Schulmeister selbst sagen lassen: daß Sebastian der beste Knabe in der Schule wäre.

Der alte Meister Große starb und wurde von den Seinigen, von allen seinen Leuten und insbesondere von seinem Tagelöhner aufrichtig beweint. Sein ältester Sohn wurde Meister und trieb für die Mutter die Gerberey fort. Zweymal hatte dieser den Verdruß, kaum angenommene Lehrlinge wieder entlassen zu müssen, weil sie gar zu ungeschickt und dabey bösartig waren. Dieß war das erste Unangenehme, was ihm nach den übernommenen Geschäften begegnete; darum sprach er denn auch in Gegenwart seiner Leute mehr darüber, und machte viel mehr Aufhebens davon, als es die Sache im Grunde werth war. Sebastian war damals vierzehn Jahr alt, und unlängst mit konfirmirt worden. Er war groß, gesund und stark, hatte sich bey der Arbeit immer nicht übel angelassen und sich hauptsächlich sehr willig und dienstfertig gezeigt.

Da rückte denn, so von weitem her, der alte Martin Pflug, sein Vater, gegen den jungen Meister Christoph Große heraus: ob er es nicht mit Baschen versuchen und ihn in die Lehre nehmen wolle? So lange, als ich noch fort kann, setzte er hinzu, will ich gern meinen Fleiß verdoppeln, oder weniger Tagelohn nehmen. Auch

will ich gern alles bringen, was ich gesammelt habe, und was ich zeither von meinem Lohne so habe stehen lassen, das mögen sie auch dazu nehmen, so kommt ein artig Lehrgeld zusammen, damit sie keinen Schaden von dem Jungen haben. «Ach, wenn mein Baschen ein Gerber würde, ich wüßte nicht, was ich vor Freuden thäte!» — So rief er noch mehr als einmal für sich aus.

Es läßt sich überlegen, sagte der junge Meister Große; wir haben bis zum Fastnachtsquartal freylich nur noch wenige Wochen und bis dahin müßte es doch entschieden seyn, daß ich ihn könnte mit aufdingen lassen. Ich will es überlegen! — Wer war froher, als Pflug, daß nun die Sache mit Bastian, über welche er Jahre lang im Stillen gebrütet hatte, in den Gang gebracht und in Ueberlegung genommen werden sollte. Das gab einmal einen glücklichen Abend für Martin Pflug, für Frau und für Sebastian! Der Herr Schulmeister mußte heute dazu kommen, damit er es nun auch höre, wie es mit Baschen in Zukunft werden sollte; denn der hatte es ja immer gesagt: aus dem Sebastian wird etwas, er ist mein bester Schulknabe! Und von welchem dieser Schulmeister dieß sagte, da hieß es nicht etwa so viel, als: er liest, daß es geht, wie eine Wassermühle, lernt alle mögliche, auch noch so große, Aufgaben, ohne ein Wort zu verfehlen; nein! bey diesem wackern Schulmeister hieß, er ist mein bester Schulknabe, so viel: er faßt nicht bloß Kenntnisse mit dem Gedächtnisse auf, sondern er weiß sie auch zu ordnen und anzuwenden, und ist so auf dem geraden Wege nicht bloß ein rechtlicher, sondern auch ein pflichtliebender, tugendhafter Mann zu werden, der das Sittengesetz überall als den ersten und obersten Gebieter über sich anerkennt und der sich von seinen Forderungen durchaus und in allen Fällen leiten lassen will.

Nach drey Tagen rufte Meister Große seinen Tagelöhner Martin Pflug zu sich und sagte: «Hört, Martin, ich habe mir die Sache überlegt. Einen Lehrling kann ich brauchen; ihr habt meinem Vater so lange treu gearbeitet, ich will es mit euerm Bastian versuchen. Doch Lehrgeld nehme ich von euch nicht; gebt mir dagegen Sebastian auf vier Jahre, so mag es gut seyn! Schlägt

er aber ein, nun so gebe ich ihn auch mit drey Jahren frey und lasse ihn noch auf meine Kosten lossprechen und zum Gesellen machen.»

Da weinte der alte Pflug vor Freuden: «In Gottes Namen, lieber Meister Große, in Gottes Namen, wie Sie es, ohne Ihren Schaden, für Bastian am besten finden, so machen Sie es! Ach, wenn das Ihr seliger Vater wüßte, daß ich nun diese Freude an meinem Kinde erleben soll, der gönnte mir es gewiß von Herzen! Gott vergelte es Ihnen, was Ihr Vater an mir gethan hat, und Ihren Kindern, was Sie an meinem Baschen thun!»

Als zum Fastnachtsquartal der junge Meister Große mit Sebastian Pflug aus Pappenroda in die Versammlung der Meister kam, um seinen Sebastian Pflug als Lehrling aufdingen zu lassen: so widersetzten sich seinem Vorhaben viele von seinen Mitmeistern und wollten den Bauersjungen nicht annehmen. Hauptsächlich aber war ein gewisser Sigesmund Hartmann so dagegen, daß er alle versammelte Mitmeister in Aufruhr brachte.

Da erbat sich nach langem Streite Meister Große von dem regierenden Obermeister die Gunst um Stille, damit es ihm nun auch vergönnt bliebe, ein paar Worte für sich, in Absicht seines Vorhabens, ruhig vorzubringen, da seine Gegner nun lange genug wild durch einander gesprochen hätten.

Der regierende Obermeister gebot Stille und forderte den Mitmeister Große auf, seine Sache nochmals vorzutragen. Große nahm nun das Wort: «Es ist nach unsern Innungsartikeln (die meinen Mitmeistern so gut, ja noch besser bekannt sind, als mir, da viele von ihnen älter sind, als ich) jedem Meister vergönnt, Kinder von ehrlicher Herkunft, unter gewissen Bedingungen als Lehrlinge aufnehmen zu lassen. Die Herrn Obermeister aber haben sich verbindlich gemacht, unsere Artikel zum Besten des Handwerks aufrecht zu erhalten; also müssen sie auch mich schützen, da ich von dem Rechte, das jeder meiner Mitmeister hat, Kinder von ehrlicher Herkunft als Lehrlinge aufdingen zu lassen, jetzt Gebrauch machen und den Sebastian Pflug als Lehrling einschreiben zu lassen gesonnen bin. Ich weise dazu die nöthigen Zeugnisse

hier auf, und bin bereit, für meinen Lehrling das Gewöhnliche an Einschreibegebühren und dergleichen zu zahlen, wie ich es schuldig bin, nach Handwerksgebrauch. Wollen die Herren Obermeister mir dieses nicht verstatten, und mir zu meinen Rechten, die ich, als Mitmeister so gut wie jeder andere habe, nicht verhelfen: so bin ich hier weiter nichts nütze. Ist aber mein Gesuch unsern Artikeln gemäß, so bitte ich die Herren Obermeister, es Statt finden und den Sebastian Pflug als Lehrling einschreiben zu lassen. Der ich übrigens bereit bin, jedem meiner Mitmeister Rede zu stehen, der die Sache weiter zu suchen gesonnen wäre.»

Das wirkte; und es wurde nun von den Obermeistern ernstlich Anstalt gemacht, daß Sebastian eingeschrieben und der Zunft als Lehrling vorgestellt werden sollte.

Da nahm Sigesmund Hartmann noch einmal das Wort und sprach: «Mit Gunst, ihr Herren Obermeister, mit Gunst, sämmtliche Mitmeister! Wenn es nun durchaus einmal ein Mitmeister über sich nehmen will, uns unsere künftigen Tagelöhner förmlich auszulernen, so haben wir alle nichts dagegen! Ja, es wird das für uns und für unsere Nachkommen den größten Nutzen haben. Denn ein gelernter Tagelöhner mag leicht besser zu gebrauchen seyn, als der erste beste, den man sonst woher nehmen muß, und mag mitunter einen Gesellen entbehrlich machen.» — Dabey blickte er spöttisch und hohnlächelnd auf den Mitmeister Große, und sah dann triumphirend die übrigen Meister an, die ihn fast alle, der eine auf die, der andere auf jene Art lauten Beyfall zollten. Denn Hartmann galt für einen Mann von Einsichten, der ein Wort mit Nachdruck zu sprechen wisse und jedem die Wahrheit sage.

So wurde denn nun die Sache abgethan, Sebastian hereingerufen, mit Vor- und Zunamen auf vier Jahre als Lehrling eingeschrieben und dann mit guter Lehre und Ermahnungen zur Treue und zum Fleiße, die er mit einem Handschlage dem regierenden Obermeister geloben mußte, entlassen.

Sebastian war als Lehrling glücklich, und der alte Martin, sein Vater, verrichtete nun noch einmal so froh seine Arbeit und war in seinem Schöpfer vergnügt.

wenn er des Abends seiner Frau erzählte: «wie Meister und Gesellen mit dem Lehrburschen so wohl zufrieden wären» — denn so nannte er von nun an seinen Sohn mit einer Art von Eitelkeit, die dem väterlichen und mütterlichen Herzen unbeschreiblich wohl that! — «Da denke nur hin, Bethe, setzte er eines Abends hinzu, als ich heute über den Hof gehe, so steht der Lehrbursche und schleift ein Eisen und der Meister dreht ihm den Schleifstein! Ich kann mich nicht genug wundern, daß der Meister dreht (denn das Drehen ist eigentlich Tagelöhnerarbeit) und der Lehrbursche schleift. Da sagte aber der Meister — und es war mir nicht anders, als ob ich seinen seligen Vater hörte, er wird ganz wieder wie der war — ich, Martin, ich kann mir meine Eisen schleifen; aber eurem Baschen bin ich es schuldig zu zeigen, wie er es lernen soll. — Ja, das heißt mir ein Meister, unserm Baschen seiner!»

In der That, Hartmann's Aeußerung, mit welcher er den jungen Meister Große kränken wollte, hatte diesen höchst aufmerksam gemacht, so daß er mit Bastian nun alles sehr genau nahm, damit er einmal ein rechter Gerbergeselle heißen sollte. Und so brachte dieß dem Sebastian den größten Vortheil, womit man ihm hatte schaden wollen.

Schon im dritten Jahre arbeitete Sebastian mit dem besten Gesellen um die Wette, und der junge Meister Große war stolz auf seinen Bauerjungen, wie man immer noch beleidigend seinen Lehrling genannt hatte.

Da sagte er ihm denn eines Sonntags nach Tische: «Bastian, ich habe deinem Vater versprochen, dich nach drey Jahren lossprechen zu lassen, wenn du das Deinige gelernt hättest, da du mir doch eigentlich vier Jahre stehen solltest. Ich halte mein Wort. Und da du jetzt im dritten Jahre schon nicht mehr den Namen Lehrjunge verdienst, so lasse ich dich zum Pfingstquartal lossprechen, damit du dich kannst zum Gesellen machen lassen. Dann steht es bey dir, wie du dein Glück weiter versuchen willst, ob hier in der Stadt bey einem andern Meister, oder in der Fremde. Was gelernt hast du; fort kommst du hier, wie überall! — Da sind zwölf Thaler, laß dir einen Ueberrock und noch einige andere Kleidungs-

stücke machen, damit du als Geselle auch in einem Gesellenanzuge erscheinest.»

Sebastian war außer sich, und wußte nicht, ob er sich freuen, oder ob er weinen sollte. Der Geselle entzückte ihn! Aber der Gedanke an Abschied von seinem braven, guten Meister hatte für ihn sehr viel schmerzliches!

Es kommt dir etwas unverhofft, wie ich sehe, lieber Bastian, setzte sein Meister hinzu, aber eben dieß ist mir ein Beweiß, daß du das werth bist, was ich an dir thue. Bleibe so brav, wie du bey mir gewesen bist, und Gott wird dich gewiß nicht vergessen! — Gehe hinaus, und sage deinem alten Vater, was ich mit dir vorhabe.

Da weinte Sebastian, und drückte seinem Meister erst die Hand, und dann gieng er mit seiner fröhlichen Botschaft zu seinen Aeltern nach Pappenroda.

«Nein, Bastian, nein! Um alles in der Welt — nein, daraus wird nichts, daraus kann nichts werden, das geht nicht! Baschen, du bringst deinen alten Vater mit Leid in die Grube, wenn du mir nicht den Augenblick sagst, was du angestellt hast, daß dich dein Meister nicht länger haben will, bey dem ich, und bey dessen Vater ich schon lange Jahre gewesen bin!» — So klagte der alte Martin Pflug, und konnte sich noch weniger in das Glück seines Sohnes finden, als dieser sein Sohn selbst.

Nur der Mutter gelang es nach langem Reden, dem alten Martin den Gedanken zu benehmen, als ob sich Baschen bey seinem Meister nicht gut aufgeführt habe, der Mutter, die sich darum eher in alles fand, weil überhaupt Mütter sich eher zu viel, als zu wenig Erwartungen von ihren Söhnen machen.

«Martin, sagte sie, so siehe doch nur hier die zwölf blanken Thaler zu Tuch für einen Rock und zu andern Kleidungsstücken an, die Baschen von seinem Meister geschenkt bekommen hat, und ich frage dich, wo denkst du denn hin, daß Baschen sich nicht gut sollte aufgeführt haben? Giebt man einem wohl zwölf Thaler, der sich nicht gut aufgeführt hat?» — So gelang es ihr, den Vater zu besänftigen und ihn noch heute für die an dem Sohne erlebte Freude empfänglich zu machen. —

Nun gieng sie hin, legte das Kucheneisen in's Feuer, bestrich die Seiten desselben mit Speck, rührte den flüssigen Teig um, zählte drey Löffel voll davon in's Eisen und buck Eisenkuchen, wie sie es bey sehr frohen Ereignissen zu thun gewohnt war.

Lange waren so fröhlich in ganz Pappenroda keine Eisenkuchen gebacken und gegessen worden, wie diese! Und dabey wurde ausgemacht, daß Baschen sich zwar, nach dem Willen seines Meisters, sollte zum Gesellen machen lassen, jedoch unter keiner andern Bedingung als, daß er bey seinem Meister noch volle dreyviertel Jahre, und also bis Ostern des kommenden Jahres als Geselle fortarbeite und dann erst sein Glück weiter versuche.

Aber auch nach diesem Beschlusse wiederholte der alte Martin noch mehr, als zehnmal sein Wort: « Baschen, wenn es mir nachgienge, so solltest du dich alle dein Lebelang nicht von deinem Meister wegmachen! »

Meister Große nahm den Vorschlag an, als Bastian mit seinem Vater ihm sagte, daß er sich wohl zu Pfingsten zum Gesellen wollte machen lassen; aber unter der Bedingung, daß er noch bis Ostern bey seinem guten Meister fortarbeiten dürfe. Ja, sagte Meister Große, ich bin das auch zufrieden; doch unter keiner andern Bedingung behalte ich dich, Baschen, als für Gesellenlohn.

Das Pfingstquartal kam heran. Sebastian wurde losgesprochen, und da sahe denn nun Meister Große im Handwerke triumphirend die von seinen Mitmeistern an, die ihn ehemals Sebastians wegen so gekränkt hatten, und er konnte sich die Freude nicht versagen, es laut zu erzählen, unter welchen Bedingungen Sebastian nun auch noch als Geselle bey ihm fortarbeiten würde — denn man hatte ihm lange den Lehrling, der es mit dem besten Gesellen in der Arbeit aufnehmen konnte, nicht mehr gegönnt.

Sebastian kam nun als Geselle seinem rechtschaffenen Meister um vieles näher. Große hatte es zwar immer väterlich mit ihm gemeint; aber Sebastian konnte sich dennoch in seiner Lehre einer gewissen Schüchternheit ge-

gen ihn nicht erwehren. Diese fing jetzt an, etwas zu verlieren, und Sebastian und sein braver Meister wurden gute Freunde.

«Folge du mir, sagte Meister Große, und gehe du Ostern, will's Gott, in die Fremde, und versuche dir weiter etwas; ich kann mit dir bestehen! Für deinen ersten Meister will ich schon sorgen! Und — höre, ich hätte längst einen Gehülfen in der Messe brauchen können, Michaelis sollst du mit mir nach Leipzig zur Messe reisen; gieb acht, das wird dir gefallen! — Wiewohl ich dir nicht rathen möchte, daß du gleich in Leipzig Arbeit nähmest; besser du versuchst es erst an einem kleinern Orte eine Weile.» — So redete Meister Große mit seinem Gesellen, wie ein Vater mit seinem erwachsenen Sohne, oder wie ein älterer Freund mit dem jüngern lieben Freunde redet.

Dem Sebastian gieng in der Leipziger Michaelismesse eine neue Welt auf! Nein, so hatte er es sich nicht denken können, so lebhaft auch die Schilderungen gewesen waren, die ihm sein Meister von der Leipziger Messe gemacht hatte! Unbeschreiblich war der Eindruck, den sie auf ihn machte. — Nun wurde den ganzen Winter, so oft er mit seinem Meister allein war, von nichts anderm, als seinen bevorstehenden Wanderjahren gesprochen. Sein Meister gab ihm die besten Lehren, und von Sebastian wurde die Reise allemal in Gedanken über Leipzig gemacht.

Indeß rückte die Ostermesse heran; die Waaren wurden gepackt; Sebastians Bündel geschnürt (die ältern erfahrnen Gerbergesellen halfen) und dem Fuhrmann mitgegeben, der seines Meisters Fracht bekommen hatte. Sebastian nahm Abschied, erst in der Stadt dann in Pappenroda; und am längsten blieb er bey dem wackern Schullehrer, der ihm noch manche gute Lehre mit auf den Weg gab, die Sebastian befolgte, und wodurch er gescheuter, besser und immer glücklicher wurde.

Da war er denn nun zum zweytenmal mit seinem Meister glücklich in Leipzig angekommen. Die Meßgeschäfte nahmen ihren Anfang, und alles gieng dießmal vorzüglich gut. Ja auch das gelang dem jungen Mei-

ster Größe, daß er seinem Gesellen einen recht guten Meister in Cahla verschaffen konnte, mit dem er ehemals selbst in der Fremde zusammen gewesen war.

Lebe wohl, mein guter Bastian — so sprach der biedere Große unter herzlichem Händedruck — und bleibe brav und gut! Bis zu Michaelis bleibst du in Cahla, dann kommst du wieder mit nach Leipzig, unterstützest mich in der Messe, arbeitest dann hier den Winter durch, oder gehst nach Dresden — nun da sind wir uns nahe und sehen uns immer noch einmal wieder, denn das ist mein Wunsch. — Lebe wohl, lieber Bastian, leb' wohl! Michaelis sehen wir uns hier wieder! —

So schieden sie von einander; aber Sebastians Herz blieb zum Theil zurück bey seinem braven Meister, dem er für alle Liebe und für alle Freundschaft zu danken zu schwach gewesen war, und dem er darum nur sprachlos den herzlichen Händedruck hatte erwiedern können.

Sebastian war in der Fremde glücklich; er blieb gesund, es gieng ihm wohl, und er schrieb seinen Aeltern und seinem Meister manchen schönen Brief, den sein Vater und seine Mutter, und wenn sie auch noch so gut Geschriebenes gelesen hätten, dennoch vor Thränen nicht würden haben lesen können. Da mußte der Herr Schulmeister kommen, ihm war, als Propheten über Bastian, die Freude des Vorlesens aufbehalten. Mit innigem Vergnügen bemerkte er während dem Lesen seine Schriftzüge in den Zügen seines Schülers. Doch wenn er an den Punkt kam, wo Sebastian namentlich seines Lehrers gedachte, da giengen auch ihm die Augen über; er weinte mit den beyden Alten und freute sich in seiner Seele, daß nicht bloß die Hand, nein, auch der Geist und das Herz des Schülers Aehnlichkeit von dem Seinigen bekommen habe. Ja, wiederholte dann aufs Neue der alte Pflug, Sie haben es immer gesagt, daß wir Freude an Bastian erleben würden, und nun trifft's ein, Herr Schulmeister.

Hatte Martin Pflug jederzeit große Augen gemacht, wenn der Herr Schulmeister oben zu lesen anfing: Dresden, Berlin, Prag, Wien u. s. w. und erstaunte er über den Muth des Sohnes, der sich so weit wage, so klagte die Mutter dagegen ängstlich: ach, wenn er sich nur vor den Soldaten in Acht nimmt! —

Dann erfuhr es aber auch das ganze Dorf, wie es mit Baschen in der Fremde gienge? daß ein Brief angekommen sey; wo er hergekommen und wo Baschen nun in Arbeit stehe? Dieß gieng dann von Mund zu Munde.

Nach Verlauf von sechs Jahren, die Sebastian in der Fremde gesund an Leib und Seele zugebracht und sich manche nützliche Kenntnisse, besonders auch in Betreff der Gerberey eingesammelt hatte, schrieb er seinen Aeltern: daß er gesonnen sey im nächsten Herbste seine Heimath wieder zu suchen. Das war eine erwünschte, willkommene Nachricht!

«Baschen kommt auf den Herbst!» Groß und klein, alt und jung, was in Pappenroda wohnte, hörte dieß noch an demselben Tage, an welchem der Brief angekommen war; und — «Gott sey Lob und Dank, setzte der Vater hinzu, daß ich das noch erleben soll!»

Nun so freue ich mich doch doppelt, daß er auf den Herbst kommt, sagte die Mutter, denn da habe ich gerade das letzte Schock Tuch weiß gebleicht, von dem er noch ein Dutzend schöne Hemden bekommen soll. — Und hastig griff sie nach der Gießkanne, um es geschwind noch zu benetzen. Indeß der alte Pflug gestoßene Disteln den jungen Gänsen in Kleie rührte, von denen nun Baschen wieder Braten mit essen sollte! Martin war älter und schwächer geworden, und hatte die saure Tagelöhnerarbeit aufgeben müssen. Dieß konnte er um so eher, da er sich durch Fleiß und Sparsamkeit nach und nach ein kleines Kapital gesammelt hatte. Freylich war dieß Kapital für Sebastian bestimmt, der aber schrieb ihm dieserhalb: Läßt mich Gott gesund, Vater, so wird mir es nun Pflicht, für meine Aeltern wieder zu sorgen, wie sie ehemals für mich gesorgt haben. Legt in Gottes Namen also Euer Geld an ein kleines Grundstück und bearbeitet dieses, da Ihr in der Stadt bey dem Meister nicht mehr so gut fort könnt, wie sonst, damit Ihr in Euren alten Tagen ruhiger leben möget.» Das hatte er ihnen in mehreren Briefen wiederholt an's Herz gelegt; und damit sein Vater sehen sollte, es gienge ihm wohl, so hatte er jedesmal ein paar Dukaten mit beygelegt, über welche der Vater dann ausrufte: Gut,

Baschen, du giebst mir das aufzuheben, es ist dein! Ja, dein Vater hebt es dir auf, Baschen!» — Indeß wiegte mit innigem Vergnügen die Mutter diese Goldstückchen auf der Hand, weil sie von Bastian kamen.

Im Spätherbste, eben als das letzte Fuder Weißkraut war hereingebracht worden, und die Mutter am Heerde stand, für den Abend einen Brey zu rühren, da kam Bastian!

Er kam und der Mutter erstarrte vor Freude die Hand an dem Querl. — Der Brey würde angebrannt seyn, hätte die Nachbarin sich seiner nicht angenommen. Aber der Vater wiederholte es wohl noch zehnmal: «Seht, seht! habe ich nicht alle Tage gestanden und gestanden und hinaus auf die Straße gesehen: und eben wie ich jetzt das Hühnerhaus zumachen will, da kommt er, und ich werde ihn erst da hier auf dem Hofe gewahr!» — Das war aber Ausdruck der herzlichsten, innigsten Freude; und Sebastian möchte gekommen seyn, wie, wo und wann er gewollt hätte, und sein Vater möchte ihn zuerst draußen vor dem Dorfe auf der Brücke, oder wer weiß wo sonst gesehen haben, er wäre sich in seinen freudigen Aeußerungen sicher gleich geblieben und hätte diese Art des Wiedersehens dann eben so wunderbar gefunden, als jene!

Durch die Vermittelung der Nachbarin kam der Brey bald auf den Tisch, den aber die Mutter heute gar nicht als Abendbrod wollte gelten lassen! Was anderes, was besseres wollte sie dem wiedergekommenen Sohne bereiten. Das gab Sebastian aber nicht zu! Nichts, sagte er, schmecke ihm heute besser, als das, was seine Mutter eben bereitet hätte, wie er gekommen wäre, und wobey seiner vielleicht von ihr das letztemal als des Abwesenden wäre gedacht worden. Und mit der guten Nachbarin (er gieng auf sie zu, da er seine Mutter beruhigt hatte, und reichte ihr die Hand) haltet Ihr es immer noch so, liebe Mutter, daß eine der andern beysteht? Das ist schön! Die gute Frau hat das Abendbrod vollends bereitet, und wir wollten nun etwas anderes essen? Wo doch die gute Mutter in der Freude hat hindenken können! Nicht wahr, Frau Nachbarin, Sie nimmt es ihr heute nicht übel? Die Nachbarin konnte nichts thun, als sich über den schönen Gerber=

burschen freuen, der so gut war. Die Thränen rollten ihr dabey über die Backen.

Sebastians Vater hatte es indessen der ganzen Freundschaft, und vom Herrn Schulmeister an bis auf den jüngsten Pathen herab, verkündigt, daß Baschen nun gekommen wäre! Und sie alle waren von ihm eingeladen worden, ohne daß er bedachte, wie dann seine Stube viel zu klein seyn würde. Auch hatte er geschwind noch einen Mann in die Stadt geschickt, der das nämliche dem Meister Große melden sollte.

Das ganze Dorf sprach den Abend von weiter nichts, als von dem aus der Fremde gekommenen Sebastian Pflug; in den nächstfolgenden Tagen mußte Bastian alle der Reihe nach besuchen; und kein Winter war den guten Landleuten in Pappenroda noch so geschwind vergangen, als der, wo es immer noch einmal wiederholt wurde, so oft Sebastian kam, wie es gewesen wäre, als er aus der Fremde gekommen. Und ein jeder erzählte dabey wieder aufs Neue, wo er damals eben gewesen, was er eben gedacht, gesprochen, oder gethan habe.

Den folgenden Tag war Sebastian in die Stadt zu seinem Lehrmeister gegangen. Groß war da die Freude auf beyden Seiten! Nach kurzen Fragen über den und jenen von Großens Bekannten, den Sebastian in der Fremde getroffen haben konnte, kamen sie bald auf etwas bestimmtes.

«Was willst du den Winter anfangen?» fragte Meister Große seinen Bastian. «Bey meinem Lehrmeister arbeiten, antwortete dieser, wenn er mich braucht.»

«Brauchen kann ich dich mehr, als zu gut! Aber nein, Bastian, ich habe noch etwas anders für dich im Sinne. Du weißt, daß ich dich nicht mehr lieben könnte, als ich dich liebe, und wenn du mein Bruder wärest! Nun siehe, da kommst du eben wie gerufen! Es geht in Kurzem ein kleines Gerberhaus los, und das wäre etwas für dich. Ich habe das stärkste Kapital daran, das könntest du antreten und im übrigen gienge ich dir mit einigen Vorschüssen an die Hand. — Denn nach meiner Meinung ist es das Beste für dich, wenn du nun bald deine eigene Sache betreibst. Glaube mir, das sind die besten Jahre, von den vier und zwanzigern an,

in denen du jetzt stehest. Fürs Erste wirst du also nun Meister und dazu bin ich dir behilflich. Dann — wird sich ja weiter etwas für dich finden! — und wo ich dir künftig noch beym Ein- und Verkaufe dienen kann, hier hast du meine Hand darauf, das soll von ganzem Herzen, willig und gerne geschehen.»

«Lieber Meister, antwortete Sebastian, kann auch wohl ein Vater mehr für seinen Sohn sorgen, als —»

«Keine Umstände! erwiederte jener, ich bin dir nun einmal gut, und so laß es nur seyn!»

Sebastian, der ohne bestimmte Thätigkeit nicht leben konnte, arbeitete den Winter nun wieder bey seinem Lehrmeister, besuchte des Sonntags seine Aeltern in Pappenroda und schon zu Ostern war er Besitzer von jenem artigen, für einen jungen Anfänger, der nicht viel hätte, gerade rechten Gerberhäuschen, und — Bräutigam noch obendrein!

Zu Pfingsten wurde er Meister und am Sonntage nach dem Johannisfeste ließ sich zum erstenmal öffentlich aufbieten: «Der ehrbare Junggeselle und Gerbermeister Sebastian Pflug, mit der ehr- und tugendsamen Jungfer Maria Dorothea Stübitzin, der ältesten Tochter eines braven Mitmeisters des Roth- und Lohgerberhandwerks.»

Geld konnte ihm sein Schwiegervater nicht mitgeben, weil der Kinder zu viel und das Kapital eben nicht groß war, das er in dem Handel stecken hatte. Dagegen bekam er an seiner Braut ein ganzes Mädchen, schön, gesund, heiter und wohlgemuthet, die es als Frau vollkommen verstand den Haushalt zu führen, und die nebenbey immer noch da mit angriff, wo es eben nöthig war.

Die Hochzeit wurde in Pappenroda gehalten und nächst den Aeltern von beyden Seiten, waren Meister Große mit seiner Frau und der Herr Schulmeister Grabemann die Hauptpersonen bey diesem Ehrentage.

Sebastian fieng mit wenigem an die Gerberey zu treiben, auf seinem Häuschen hatte er überdieß noch Schulden; aber er trieb sein Geschäft mit Verstand und mit Fleiß, und lebte mit seiner Frau eingezogen und sparsam. Das größte Lebensglück setzte er und seine Frau in eine zweckmäßige und bestimmt geordnete Thä-

tigkeit. Und so gelang es ihm schon in dem ersten Jahre, ein kleines Kapitälchen zu erübrigen, durch welches seine Geschäfte neuen Schwung bekamen.

Wenn wir nur erst einmal fünfzig Gulden verdient haben, sagte in der ersten Zeit seine Frau bisweilen zu ihm. Und jetzt erlebte sie die Freude, da er seinen Vorrath überrechnet hatte, daß er ihr sagen konnte: wir haben dieß Jahr sechszig Thaler verdient, liebes Weib; siehe, das ist schon mehr, als du gewünscht hast! Wenn wir nur gesund bleiben, so wird uns der Himmel schon weiter helfen. Und das gute Weib sprach heute nach Tische ihr: «Danket dem Herrn, denn er ist freundlich!» gerührter und mit erhöhter Andacht und gab der alten armen Frau, welche etlichemale in der Woche von ihr etwas zu essen bekam, heute auch noch ein paar Groschen Geld dazu.

In der Folge verband sich mit Meister Bastians wohlgeordneter Thätigkeit und strengen Ehrlichkeit auch das Glück, und er fing an, ein wohlhabender Gerbermeister zu werden. Sein gutes Einverständniß mit seinem Lehrmeister dauerte fort und sie fanden gegenseitig durch ihren Umgang einen Zuwachs an Lebensglück und an Lebensfreuden. Nach acht Jahren hatte ihn seine Frau mit zwey Knaben und einem Mädchen beschenkt.

Den einen Knaben hatte sein Schwiegervater, den andern Meister Große aus der Taufe gehoben und bey dem Mädchen war Meister Bastians Mutter Gevatterin gewesen.

Da wurde ihm sein kleines Gerberhäuschen in jedem Betracht zu enge, er kaufte ein größeres, und bey der Gelegenheit kam es an den Tag, daß Meister Bastian ein reicher Mann wurde. Freylich fehlte es ihm nun nicht an Neidern, aber sie konnten ihn nicht um den guten Ruf bringen, daß er durch Fleiß, Thätigkeit und kluge Sparsamkeit mit dem Glücke verbunden auf die allerehrlichste und rechtschaffenste Art zu seinem Vermögen gekommen wäre. Sein guter Ruf gründete sich auf Wahrheit, denn nie hat weder er, noch seine Frau einen Arbeiter gedrückt, oder im Handel jemanden Unrecht gethan; vielmehr mußte man sagen, was seine Gaben an Arme betrifft, er ist durch Geben reich geworden! Nicht leicht mag einer zur Armenversorgungsan-

stalt williger und nach Verhältniß reichlicher gegeben haben, als er; und das that er auch schon zu der Zeit, wo er es selbst noch nicht übrig hatte. Das Mittheilen, pflegte er zu sagen, macht nicht arm, aber der Hang zu kostspieligen, Zeit- und Geldraubenden Vergnügen, der setzt den Handwerksmann zurück.

«Bete und arbeite! Thue alles zu rechter Zeit, denn Ordnung vollbringt die Arbeit zur größern Hälfte! — Verdiene den Feyerabend durch treues Tagewerk! — Erkaufe keinen fröhlichen Tag durch traurige Wochen bittrer Reue! — Siehe, daß die Freude in deinem eigenen Hause wohne!» Das waren seine Wahlsprüche, die er oft im Munde führte und — pünktlich befolgte.

Einst in einer Frühstunde als Meister Sebastian mit seinen Gesellen und Lehrjungen unter Absingung eines Morgenliedes kaum ihr Tagewerk begonnen hatten, kam Sigesmund Hartmann zu ihm. Meister Bastian führte ihn in die Stube; aber — guter Gott, wie gab es ihm da einen Stoß an's Herz, was hörte er da! — Hartmann bot sich, nun da er alt war, bey ihm zur Arbeit auf Tagelohn an! Und Meister Bastian konnte darüber nur abgebrochen die Worte herausbringen: «Ja, Meister Hartmann, ja! — Frau, kommt denn das Frühstück noch nicht? — So setze er sich doch, lieber Meister Hartmann! — —»

Hartmann hatte bey seinem ansehnlichen Vermögen von jeher mehr gesprochen, als gethan; dadurch war er von Jahr zu Jahr mehr zurück gekommen, bis endlich seine ungerathenen Kinder den völligen Ruin seines Hauses beschleunigt und ihren alten Vater dann verlassen hatten. So mußte er denn nun bey dem jungen Meister Sebastian auf's Tagelohn gehen, der ihm denn auch nie Arbeit versagte und ihm vollen und übervollen Lohn auszahlte, obgleich der von Alter und Gram niedergedrückte Mann kaum Lehrlingsarbeit vollbringen konnte.

Rechter Kaufmannssinn.

I.

K... versteht und treibt mehr, als sein kaufmännisches Gewerbe, aber dieß versteht er ganz und treibt es als ehrlicher Mann. Er ist reich, aber aus dem Aufwand, den er macht, erkennt das Niemand, nur seine Wohlthaten verrathen es. Eine ganze Zahl armer Leute, die vor Alter oder Krankheit nicht mehr arbeiten können, haben aus seiner Hand ihren regelmäßigen Unterhalt; hilflose Waisen finden an ihm einen Vater, der sie, wo nicht selbst erzieht, doch erziehen läßt; armen Handwerkern schießt er Geld vor, daß sie die nöthigen Stoffe anschaffen können, und haben sie es wohl angelegt, so leiht er ihnen ohne Zinsen. — Zu seinem eigenen Vergnügen hatte er vor dem Thore einen Garten angelegt; doch nicht bloß zu seinem Vergnügen, denn die Anlegung und Erhaltung des Gartens gab Andern Unterhalt. Hinter demselben hatte er ein Stück Landes, das fast ganz nutzlos da lag. Das wünschte er zu seinem Garten zu ziehen und wollte dem Eigenthümer geben, was er dafür verlangte. Aber dieser, ein roher Mensch, wies seinen Antrag mit einer ungesitteten Antwort zurück. Nach einigen Jahren kam derselbe Mann in Noth; Mißwachs und andere Unfälle hatten ihn in Schulden gebracht; nun kam er von selbst und bot den Acker an. Was that nun K...? — Er gab ihm viermal mehr, als der Bedrängte für seinen Acker forderte und als er werth war. Außerdem lieh er ihm, damit er sich wieder ganz aufhilfe, einige hundert Thaler ohne Zinsen. Zu Thränen gerührt gieng der Ackersmann weg. Wie soll ich das vergelten? sagte er. Da ich helfen kann, so ist es meine Schuldigkeit, antwortete der edle Menschenfreund. — Nicht er, sondern der Ackersmann hat diese großmüthige Handlung bekannt gemacht.

II.

Der Kaufmann Böttcher zu Hannover, welcher die große Schullehreranstalt daselbst gestiftet hat, war von

jeher ein Freund der Schullehrer, schätzte ihren Werth und bedauerte, daß sie meist schlecht belohnt werden. Einmal kommt ein junger Mensch, der eine Landschulmeisterstelle im Zellischen erhalten hat, in seinen Laden und kauft schwarzes Tuch zu seinem Amtskleide. Böttcher erkundigt sich freundschaftlich nach seinen Umständen, giebt ihm das Tuch unter'm Einkaufspreise, und sagt, wenn er wieder etwas brauche, solle er nur wieder zu ihm kommen, er werde immer so mit ihm handeln. Nach einigen Jahren sieht er den Menschen von ungefähr wieder in seinem Laden, bemerkt aber eine große Veränderung in seinem Anzuge, der jetzt in einem Hirtenkittel besteht. Böttcher, in der Meinung, daß der Mann seines Amtes entsetzt sey, fängt an, ihm Vorwürfe zu machen. «Sie irren sich, sagte dieser, der Kuhhirt in unserm Dorfe starb vor einigen Monaten. Da nun das Hirtenamt eine zweymal stärkere Einnahme hat, als das Schulamt, so gab ich das Schulamt auf und ward Kuhhirt.» Böttcher schlug vor Erstaunen in die Hände, und dachte von der Zeit an auf Mittel, die Schullehrerstellen zu verbessern, und stiftete die Lehrerschule um jene mit würdigen Leuten besetzen zu können.

Der gebesserte Kaufmann.

Gellert, der so viel schöne Lieder und Fabeln gedichtet hat, gieng eines Tages vor den Thoren Leipzigs, wo er Professor war, spazieren. Er hörte unter Schluchzen und Weinen, eine Frau rasch hinter sich herkommen, blieb stehen und fragte die Frau, der die Bedrängniß mit den leserlichsten Zügen im Gesichte geschrieben stand: was ihr fehle? Ohne weiter auf seine Fragen zu achten, sah sie ihn mit kaum halbem Blicke an, und eilte schnell vorüber. Dieß machte, daß der edle menschenfreundliche Gellert seine Schritte verdoppelte und mit verstärktem Tone ihr nachrief: «So höre sie doch!» Die Frau blieb stehen. «Was ist ihr?» fragte er. «Ach, lieber Gott!» antwortete sie klagend und unter

einem Strome von Thränen: «dort hinten in der Straße, in dem kleinen Häuschen mit Schindeln gedeckt, da liegen mein Mann und meine vier armen Kinder krank! Ich habe seit fünf Wochen nichts verdienen können, wir sind dem Kaufmann X... 30 Thaler schuldig, der will nicht länger warten. Eben jetzt komme ich von ihm her, ich wollte ihn um Nachsicht bitten, da hat er mich aber bedroht, daß wir heute aus dem Hause geworfen werden sollten, wenn wir ihn nicht auf der Stelle bezahlten. Ich arme Frau, was fang' ich an mit meinem kranken Manne und mit meinen armen kranken Kindern! Wenn wir doch alle zusammen schon unter der Erde lägen!»

Gellert beruhigte sie, versprach ihr Hilfe, nahm sie mit sich in seine Wohnung, schloß das Schreibepult auf, suchte und brachte glücklich 30 Thaler zusammen, die er der armen Frau gab.

«Nun, sagte er, gehe sie hin und bezahle sie! aber nicht eher als in einer Stunde; hört sie das? in einer Stunde!»

Die Frau gab durch Nicken zu erkennen, indem sie ihre Thränen trocknete, daß sie seinen Willen befolgen wolle. Indeß machte sich Gellert auf, und gieng zu dem reichen, ihm wohlbekannten X..., den er eben mit Zählen einer großen Summe beschäftigt fand. X... strich sein Geld in den Kasten, und die Fragen: «Was steht zu Befehl? Womit kann ich dienen?» — schwebten ihm schon auf der Zunge, indem er aufstand, doch besann er sich noch zur rechten Zeit, daß es Gellert sey, der ihn besuche. Verlegen, doch freundlich, begrüßte er ihn mit einer andern Höflichkeitsformel.

«Von Ihnen kann man gewiß noch manches lernen, sprach Gellert, denn ein so gesegneter Mann, wie Sie, der wird es doch nicht unterlassen, von seinem Reichthume den schönsten Gebrauch zu machen. Da können Sie dann über die große Kunst, Andern wahrhaft wohl zu thun, uns manche heilsame, aus Erfahrung geschöpfte, Lehre mittheilen.

Herr X..., der gar nicht wußte, worauf das gehen sollte, und halb noch seine Gedanken bey dem Gelde hatte, antwortete: «Ganz recht! Schon recht! Ja, ja!» — Gellert aber fuhr fort mit Wärme von den

Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst gerührt, im Andenken an die arme bedrängte Frau, hätte er dem Auge des Geizigen beynahe eine Thräne entlockt, als eben die Frau hereintrat, und hastig, ihre 30 Thaler auf den Tisch legte mit den Worten: «Da haben Sie! Nun geben Sie mir aber auch das Briefchen, das mein Mann geschrieben hat, damit Sie uns nicht aus dem Hause werfen!»

Herr X..., durch das Kommen und Benehmen der Frau in Verlegenheit gesetzt, antwortete: «Ey, das hätte ja noch Zeit gehabt, wie kann sie doch nur so —— Sie sieht ja, daß ich Besuch habe! Und weiß doch — Es hätte ja damit noch Zeit gehabt.» — In dem Augenblicke aber vergaß er sich und zählte: 10, 20, 30.

«Ja, Zeit hin, Zeit her, sagte die Frau; Sie haben mich heute früh hart angelassen! Und einen kranken Mann und vier kranke Kinder zu haben, wenn man um 30 Thaler aus dem Hause geworfen werden soll —— Da bin ich dem — — (Gellert winkte ihr zu schweigen — aber die Frau fuhr fort:) wenn Sie mir auch winken, ich sag' es doch! — — Da bin ich da dem Herrn begegnet, und der hat mir das Geld gegeben!»

Der karge Reiche, hierüber betroffen, blickte bald Gellerten, bald die Frau an, kämpfte sichtbar mit sich selbst, und erkämpfte einen Entschluß, den Gellert gewiß nicht erwartete. «Hier, sprach er zur Frau, hat Sie Ihren Schein, und da nehme Sie Ihre 30 Thaler, gehe Sie nach Hause und warte Sie Ihren kranken Mann und Ihre kranken Kinder —» Zu Gellert aber sagte er: «Herr Professor, ich sehe, daß Sie nicht bloß schön reden und schreiben, nein, daß Sie auch eben so schön handeln können! Und um meine begangenen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen: so erlauben Sie mir, daß ich Sie zu der kranken Familie begleiten darf, damit Sie mich nun auch als einen wohlthätigen Mann kennen lernen, da Sie mich bisher vielleicht nur als Mitleidslosen gekannt haben.

Sie giengen mit einander und fanden wirklich eine sehr arme, unglückliche Familie. Gellert übernahm es, den Leidenden ärztliche Hilfe zu verschaffen, und der

Kaufmann versprach: die Kranken mit labenden, stärkenden Speisen und Getränken zu versorgen.

Von Kummer und Sorgen nicht mehr gebeugt, konnte die Frau nun eine um so aufmerksamere Krankenwärterin seyn, und zweckmäßige Arzneyen und stärkende Nahrungsmittel stellten die Kranken in kurzer Zeit ganz her. Doch der gebesserte X... that noch mehr. Dem wieder gesund gewordenen Mann gab er Arbeit; seinen ältesten Sohn nahm er zum Markthelfer an. Für die noch übrigen kleinen Kinder bezahlte er das Schulgeld, und wollte dann auch für sie sorgen, daß sie einmal ihr Fortkommen fänden.

Das Schneeglöcklein.

Und der Winter schien geendet
Und die Wiesen wurden grün —
Ach, da hatte sich's geendet,
Heimwärts muß der Schäfer ziehn.

Und es lag zu seinem Leide
Ueber dem erwachten Land
In dem weißen Todtenkleide
Wiederum des Winters Hand.

Treiben kann er nicht zur Weide,
Seine Lämmlein läßt er heim;
Irrend fand er auf der Haide
Auch nicht einen grünen Keim.

„Hofft' ich doch auf reiche Blüthen,
Spricht er, und nun ist es leer;
Kann ich nicht die Lämmer hüthen,
Wird mir Herz und Auge schwer.“

Horch! da rührt im Windeswehen
Leise sich's wie Saitenklang,
Und geruhig bleibt er stehen,
Lauschet sacht und lauschet lang.

Und, wie aus dem Schnee geboren,
Heben Glöcklein sich heraus,
Einsam stehn sie und verloren
Und er nimmt sie mit nach Haus.

Daran hat er Trost gefunden. —
Sieht der Mensch nur einen Stern,
Hofft er in den trüben Stunden,
Sind die andern auch nicht fern.

Die Hyazinthe.

Vaters Töchterchen war betrübt, daß der Winter so lange währte: denn sie liebte die Blumen und hatte ein kleines Gärtchen, wo sie sich die schönsten mit eigener Hand erzog. Darum sehnte sie sich nach den Frühling und daß der Winter vorüber gehen möchte.

Da sprach der Vater: « Siehe, mein Kind, ich habe dir eine Blumenzwiebel mitgebracht. Du mußt sie dir aber selbst mit Sorgfalt erziehen. » — Das werd' ich wohl nicht können, mein Vater! antwortete das Mädchen. Es liegt ja Schnee draußen und die Erde ist hart, wie ein Stein! — So redete sie, denn sie wußte nicht, daß man auch in Scherben Blumen erziehen kann und hatt' es niemals gesehen. Der Vater aber gab ihr ein Töpfchen mit Erde und das Mädchen that die Blumenzwiebel hinein. — Aber sie sah den Vater an und lächelte, zweifelnd, ob auch der Vater im Ernste geredet. Denn sie meinte, es müsse ein blauer Himmel über der Blume schweben, und Frühlingslüftchen um sie her, und unter ihren Händen könne solche Herrlichkeit nicht gedeihen.

Nach einigen Tagen hob sich die Erde in dem Scherben und grüne Blättchen trugen sich empor auf ihren Spitzen und kamen an das Licht. Da frohlockte das Kind und verkündete Vater und Mutter und dem ganzen Hause die Geburt des jungen Pflänzchens. Darauf benetzte es die Blume mit Wasser und lächelte mit Wohlgefallen auf sie hernieder. Der Vater sah es an und sprach: So recht, mein Kind! Dem Regen und Thau muß der Sonnenschein folgen. Der Strahl eines freundlichen Auges giebt erst der Wohlthat, welche die Hand reicht, ihren Werth. Dein Pflänzchen wird wohl gedeihen!

Nun kamen die Blätter aus dem Schoos der Erde ganz hervor und glänzten mit lieblichem Grün. Da ward des Mägdleins Freude noch größer. O, sagte sie, ich will auch wohl zufrieden seyn, wenn schon keine Blüthe käme. — « Es ist gut, daß du so genügsam bist, sprach der Vater; darum wird dir mehr gegeben werden, als du zu hoffen wagst. » — Er zeigte ihr den Keim der Blume, der zwischen den Blättern verborgen lag.

Des Mädchens Sorgfalt und Liebe wuchs mit jedem Tage, so wie die Blume sich allmählich entfaltete. Zu rechter Zeit sprengte es Wasser darauf und fragte, ob es genug oder zu viel, und ob es auch wohl zu kalt seyn möchte. Und wenn ein Sonnenblick durch's Fenster kam, dann trug sie die Pflanze hinüber in den Sonnenschein und ihr Odem hauchte den Staub von den Blättern, so wie ein Morgenlüftchen die Rose umhaucht.

Mit dem Gedanken an ihre Blume schlief sie am Abend ein und erwachte mit ihm des Morgens. Mehrmals erblickte sie auch im Traume ihre Hyazinthe in voller Blüthe, und wenn sie dann am Morgen noch nicht blühete, sprach sie gefaßt und sagte lächelnd: Es kann ja noch werden! — Zuweilen auch fragte sie den Vater, in welche Farbe die Blume sich kleiden würde. Und wenn sie alle Farben durchgegangen war, sagte sie fröhlich: Es ist mir einerley, wenn sie nur blühet!

Endlich blühete die Blume. Zwölf Glocken hatten sich in der Frühe des Morgens geöffnet. Zwischen fünf breiten smaragd-grünen Blättern hingen sie hernieder in voll junger Schönheit. Ihre Farbe war röthlich, gleich dem Wiederschein der Morgenröthe und ein balsamischer Wohlgeruch umschwebte die Blume. Es war ein heiterer Märzmorgen. — Das Mädchen konnte die Herrlichkeit nicht fassen; seine Freude war still und ohne Worte. Auf den Knieen vor der Blume liegend schaute es sie immer an. — Da trat der Vater hinein und sah sein liebes Kind und die blühende Hyazinthe an und sprach: Siehe, was dir deine Hyazinthe ist, das bist du uns, mein Kind! — Da sprang das Mädchen auf und herzte den Vater.

Frühling.

O Frühlingszeit!
Wie schmückst du die Erde weit und breit!
Den weißen Mantel schon weggehangen,
Kommt sie im grünen Kleide gegangen,
Und, was sie hielt in dem Winterhaus,
Die Blumen, die sendet sie freundlich aus.
O Frühlingszeit! O Blüthezeit!

Die Mutter mit ihren Kindern an einem Maymorgen.

Kommt, Kinder! wischt die Augen aus!
Es giebt hier was zu sehen!
Und ruft den Vater auch heraus:
Die Sonne will aufgehen!

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
Und jeden Abend unter!

Geht immer und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
Wie wir es nöthig haben.

Von Ohngefähr kann das nicht seyn,
Das könnet ihr wohl denken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß wer seyn, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen:
Er schüttet seine Wohlthat hin
Und lässet sich nicht sehen.

Und hilft und segnet für und für,
Giebt jedem seine Freude,
Giebt uns den Garten vor der Thür,
Und unsrer Kuh die Weide.

Und hält euch Morgenbrot bereit
Und läßt euch Blumen pflücken,
Und stehet, wenn und wo ihr seyd,
Euch heimlich hinter'm Rücken;

Sieht alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch allewege.

Das Sternenheer froh in der Höh,
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silbersee,
Mit Busch und Wald umkränzet;

Dieß Veilchen, dieser Blüthenbaum,
Der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder! seines Kleides Saum,
Das ihn vor uns bedecket, —

Ein Herold, der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre;
Der Spiegel seiner Herrlichkeit,
Der Tempel seiner Ehre;

Ein mannichfaltig groß Gebäu
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu'
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin
Und ist schwer zu ergründen.
Seyd fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden.

Im Junius.

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So ein heller Dezembertag ist wohl auch schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind und den Wanderern in der Mor-

genstunde den Bart reift; aber die Lenzgestalt ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter und der Vogel singt und die Saat schießt Aehren und dort hängt die Wolke mit dem Farbenbogen am Himmel und der fruchtbare Regen rauscht herab —

Wach' auf, mein Herz! und singe
Dem Schöpfer aller Dinge —

's ist, als ob Er vorüber wandle und die Natur habe sein Kommen von Ferne gefühlt, und stehe bescheiden am Wege in ihrem Feyerkleid und frohlocke!

Sommerlied.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerszeit
An deines Gottes Gaben.
Schau' an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie dir und mir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narzissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täubchen fleugt aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder.
Die hochgelobte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder,

Die Glucke führt ihr Küchlein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein äzt die Jungen.
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh'
In's tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und mahlen sich in ihrem Rand

Mit schattenreichen Mirthen;
Die Wiesen liegen hart dabey
Und klingen ganz von Lustgeschrey
Der Schaaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Fleugt hin uud her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Ich selber kann und mag nicht ruhn:
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und lässest uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden;
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem festen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden?

O wär' ich da, o stünd' ich schon
Du lieber Gott, vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen;
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis,
Mit tausend schönen Psalmen!

Herbstlied.

Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rothe Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kälter weht der Wind.

Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig strahlt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche mit Streifen
Roth und weiß bemahlt.

Sieh! wie hier die Dirne
Aemsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt;
Dort mit leichten Schritten
Jene goldne Quitten
In den Landhof trägt!

Flinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben,
Zwischen hohen Reben,
Auf dem Hut von Stroh.

Geige tönt und Flöte
Bey der Abendröthe
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

Im Herbste.

Schon sinkt die Sonne früher hinter das Gebirge hinab, früher dehnen die Schatten sich über die Fläche, und ein kühles Lüftchen weht über die Haberstoppeln her, und kräuselt zu meinen Füßen das gelbe Laub, das hier und dort den Bäumen entfällt. Kaum röthet noch der letzte Abendschein die finsteren Wipfel der Bäume, deren lebhaftes Grün sonst um diese Stunde noch im Sonnenlicht schimmerte. Vorbey ist die lachende Zeit alles lebender Fröhlichkeit und Fülle; verschwunden sind die schönen, langen Tage des Lenzes; von allen den tausend und tausend Blüthen, die Flur und Gärten vor wenig Monden schmückten, ist auch nicht eine mehr da. Das Jahr hat seine Jugendzeit verlebt, und steht im Mannesalter näher dem sinkenden Herbste. Aber auch diese Zeit hat der gütige Schöpfer nicht ohne Reiz und Genüsse gelassen. Wo sich einst Blüthe an Blüthe drängte und schwellende Knospen entfalteten, da reifen jetzt köstliche Früchte. Hier beugen süße Birnen den beladenen Zweig bis zur pflückende Hand herab; dort fangen

wie an Schnüren gereiht, die bläulichen Pflaumen an zu reifen; hier prangen streifige Aepfel, und da blickt der Pfirsich hinter dem verhüllenden Laube hervor. Die Sonne strahlt mild und belebend vom dunkelblauen Himmel, eine gleiche ruhige Wärme kocht in den Gewächsen den Saft zur höchsten Reife. Der Mensch geht, ungedrückt von der Hitze, an den fruchtbeladenen Bäumen und Geländern vorbey, genießt mit vollen Zügen der reinen Luft, und weidet seine Augen mit stillem Wohlgefallen an der Vollendung alles dessen, was der blühende Frühling nur versprach.

Der Winter.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kornfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
Und schaut nicht süß, nicht sauer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läßt's vorher nicht wärmen,
Und spottet über Fluß und Zahn
Und Schmerzen in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Dank und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich' und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Bey'm Nordpol an dem Strande:
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Vaterlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und seh'n ihn an und — frieren.

Winterlied.

Das Feld ist weiß, so blank und rein;
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell, wie Kristall,
Blickt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis
Es flimmert blau und roth und weiß;
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt, nackt und kraus,
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen.
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum,
Wie leichter Blüthenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet, mit des Schnees Last
Den Wandrer zu beschütten.
Vom Frost der Nacht
Gehärtet, kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll lauter blauer Zacken hängt
Das Dach; es stockt die Quelle.
Im Sturze harrt,
Zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise piepet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner vor der Scheune.
Der Zeisig hüpft
Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! auf festgediegner Bahn
Klimm' ich den Hügel schnell hinan,
Und blicke froh in's Weite;
Und preise den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute.

Die Geschichte der heiligen Genovefa.

Vor vielen hundert Jahren lebte in Trier ein großer und reicher Pfalzgraf, mit Namen Siegfried. Dieser hatte eben die schöne Genovefa geheirathet, die eine Prinzessin und Tochter des Herzogs von Brabant war, als Boten kamen vom Könige von Frankreich mit der Post: die Mauren, die in Afrika wohnen und mahomedanischen Glauben haben, wären in das Land eingefallen mit Heeresmacht und zerstörten Kirchen und Kapellen und tödteten vieles Volk; da sollte nun der Pfalzgraf Siegfried mit seinen Leuten der Christenheit zu Hilfe kommen. Nach diesem Aufgebote mußte sich der Pfalzgraf von seiner Gemahlin trennen, ehe noch die Flitterwochen zu Ende waren; und die arme Frau war tief betrübt, daß sie nun allein bleiben sollte, und es mochte ihr wohl das große Unglück ahnen, das ihr bevorstand. Doch suchte der Graf sie zu trösten, so gut er konnte, und sagte unter anderm auch: sie sollte sich nur zufrieden geben und auf Gott vertrauen. Er lasse sie unter dem Schutze seines treuesten Dieners, des Golo, dem er alles im Hause unterworfen habe. Der werde sie bedienen und schützen, bis er mit Gottes Hilfe selbst wieder komme.

Leider war das nun ganz anders, als der Pfalzgraf glaubte. Denn der Golo war zwar ein Edelmann und jung und schön und wußte sich auch recht gut und tugendsam zu stellen; aber im Herzen war er ein schlimmer Schalk. Das kam auch bald an den Tag, nachdem

der Graf weggegangen war. Denn da Genovefa sehr schön war, so schön, wie Niemand sonst im Lande, faßte Golo eine heftige Liebe zu ihr. Genovefa aber war freundlich gegen ihn nach ihrer Weise und sie meinte, weil er ein so treuer Diener ihres Herrn und Gemahls wäre, müßte sie ihm auch hold seyn. Da bildete sich der eitle Golo ein, sie liebe ihn auch, und bot sich ihr zum Manne an. Denn er dachte: hab' ich nur erst ihre Einwilligung, so will ich schon Rath schaffen, daß der Mann auf die Seite gebracht wird; und wer weiß, so bekomme ich dann auch das Schloß mit allem Zugehör und das ganze Land. Diese Rechnung traf aber nicht zu. Denn Genovefa war ihrem Gemahl getreu und verabscheute Golo's glatte Worte und wies ihn streng zurück. Wie das nun mehrmal geschehen war und sie ihm gar drohte, dem Grafen seinen Frevel zu melden, sann er auf schlimme Ränke und sperrte sie in ein Gefängniß ein, indem er ihr Schuld gab, sie liebe den Hausmeister mehr, als ihren Gemahl. Und den Hausmeister ließ er auch in Ketten und Banden legen. Denn dieser war mit der Genovefa aus Brabant nach Trier gekommen und war gar ein frommer und treuer Mann. Darum war ihm Golo gram. Wie nun die Gräfin im Gefängnisse war, gab ihr Golo seine Amme zur Wärterin; die brachte ihr nichts, als Wasser und Brot, und mußte sie noch überdieß mit Worten quälen, so viel sie nur konnte. Denn Golo dachte: wenn freundliche Worte sie nicht erweichen, so werden es vielleicht die harten thun. Und mir ist alles recht, wenn ich nur meinen Willen habe. Genovefa aber blieb standhaft und ließ ihn bedrohen, wie er es verdiente. So vergiengen sieben Monate und im achten Monat, nachdem der Graf in den Krieg gezogen war, brachte sie in dem Gefängnisse, wo sie war, ein Söhnlein zur Welt. Und da stand ihr Niemand bey in der großen Noth, und da sie die Amme bat, das Kind in die Kirche zu tragen und es taufen zu lassen, erfüllte das böse Weib auch nicht einmal diese Bitte. Daher taufte es die arme Mutter selbst, so gut sie es konnte, und nannte es Schmerzenreich; und es flossen fast mehr Thränen von ihren Augen auf das liebe Kind, als sie Wasser zum Taufen hatte.

Aber die Mutter wurde darum nicht besser gehalten,

sondern wo möglich noch härter. Denn dem grausamen Golo wurde immer bänger wegen des Pfalzgrafen, und je bänger ihm wurde, desto grausamer wurde er auch, weil er noch immer hoffte, ihr so die Einwilligung abzuzwingen. Das war und blieb aber umsonst; und da er jetzt vernahm, daß der Graf bey der Belagerung einer Stadt schwer verwundet worden und krank darnieder läge, schrieb er ihm einen Brief und sendete einen listigen Boten ab; und in dem Briefe war so Vieles und mit einem so ehrlichen Anschein erdichtet, was der Bote noch obendrein bekräftigen mußte, daß der Graf, der in seiner schweren Krankheit nicht recht wußte, was er that, ihm den Befehl zugehen ließ, den Hausmeister hinzurichten und auch das ungetreue Weib nicht zu verschonen. Da nun diese Nachricht kam, war es dem Golo schon recht, und er würde die Hinrichtung gleich vollzogen haben, hätte er sich nicht vor den Hausgenossen gefürchtet, die ihn meist haßten; daher sann er darauf, die Sache heimlich abzuthun. Wie er aber darüber Rath mit der Amme pflog, vernahm das Töchterchen der Amme, das besseren Gemüths war, als seine Mutter, ihr Gespräch und schlich heimlich zu Genovefens Gefängniß und trat an das Fensterchen, durch das ihr das Brot und Wasser hineingeschoben wurde, und weinte bitterlich. Und da Genovefa das Weinen hörte, fragte sie das Mädchen nach der Ursache. Jene aber antwortete: Euer Elend treibt mir die Thränen in die Augen, weil es um Euer Leben geschehen ist. Denn Euer Herr hat dem Golo befohlen, Euch hinzurichten. Da erschrak die Gräfin sehr, wie man leicht denken kann. Denn ob es ihr gleich so übel ergieng, so hatte sie doch das Leben noch lieb und ihr Kind noch mehr. Darum frug sie auch gleich: Und was soll denn mit meinem Kinde werden? — Dem Kinde wird's es nicht besser ergehen, als Euch, antwortete das Mädchen. — Da weinte nun Genovefa bitterlich und drückte das Kind an ihr Herz und klagte Gott ihre große Noth und die Ungerechtigkeit ihrer Feinde. Und nachdem sie viel geweint und gebetet hatte, war es ihr doch, als ob einiger Trost in ihr Herz käme, und sie sagte bey sich: Weil es denn nun doch Gottes und meines Gemahls Wille ist, daß ich durch die Bosheit meiner Feinde umkommen soll, so

will ich wenigstens Abschied nehmen von meinem Herrn und ihm für die Liebe und Güte danken, die er mir in früherer Zeit bewiesen hat. Und so that sie auch und schrieb mit einem Stifte auf ein leeres Blatt ihres Gebetbuches allen ihren Dank und ihre Unschuld nieder, und rief Gott zum Zeugen, daß sie in ihrer letzten Stunde, wie sie auch während ihres ganzen Lebens gethan, in Allem die Wahrheit sage. Die letzten Worte des Briefes aber waren: So lebet denn wohl, mein geliebter, wenn auch schon ungerechter und harter Herr! Ich vergebe Euch wegen so vieler Liebe, die Ihr mir vormals erwiesen, in dieser meiner letzten Stunde, und weil das Böse, das Ihr mir thun wollt, nicht aus Eurem Herzen kommt, sondern aus fremdem Betrug. Darum bitte ich auch Gott, daß mein unschuldiges Blut nicht über Euer Haupt kommen möge. Möchte doch auch das Blut Eures Kindes, das noch nichts gegen Euch verschulden konnte, nicht einst Rache rufen gegen Euch. Und wie ich diese Worte mit zitternder Hand und unter vielen Thränen schreibe, so mögen sie Euch einst, wenn Ihr sie leset, Thränen heilsamer Reue entlocken, Euer Vergehen gegen mich damit abzuwischen. — So schrieb sie und versteckte das Blatt in einem Winkel des Kerkers und bat Gott, daß es einst ihrem Gemahl möchte in die Hände kommen. Und so brachte sie die ganze Nacht mit Gebet und Thränen und der Vorbereitung zu ihrem Tode hin.

Als nun der Morgen fast anbrechen wollte und es noch düster war, öffnete sich die Thür des Kerkers und zwey fremde Knechte, welche Golo gedungen hatte, traten herein, und nachdem sie ihr ein schlechtes Kleid übergeworfen hatten, bedeckten sie ihr das Gesicht, damit sie Niemand kennen möchte. Und so führten sie das arme Weib aus dem Kerker zu dem nahen Wald. Sie aber gieng mit dem Kinde auf den Armen und gab keinen Laut von sich; aber ihre Thränen flossen auf den kleinen Schmerzenreich herab, der an ihrer Brust schlief und gewiß nicht ahnete, was ihm bevorstand. Nachdem sie nun in das Dickicht des Waldes gekommen waren, sagten die Knechte, sie möchte sich nun anschicken, den Tod für ihre Missethaten zu dulden. Denn so hatte es ihnen der Golo gesagt. Genovefa aber antwortete: Ich

weiß von keiner Missethat, durch die ich den Tod verschuldet hätte; aber weil es so seyn muß, unterwerf' ich mich dem Befehle meines Herrn. — Bey diesen Worten wollte sie niederknien. Wie aber die Knechte nach dem Kinde griffen und ein großes und scharfes Messer herauszogen, um diesem den Hals abzuschneiden, raffte sie sich erschrocken auf und fiel den Knechten in die Arme und rief mit beweglicher Stimme: Um Gotteswillen haltet ein und schonet dieses unschuldige Blut! Oder wenn ihr es doch vergießen müßt, so laßt es nur nicht vor meinen Augen sterben, damit ich nicht zweymal den Tod leiden muß. — Da ließen denn jene ab, und geboten ihr, ihren Nacken zu entblößen und dem Schwerdte darzubieten. Das that sie denn auch, ohne sich zu weigern, und zitternd, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, kniete sie nieder auf die Erde und sagte mit bebender Stimme: Hier bin ich zum Tode bereit! Aber in diesem letzten Augenblicke schwöre ich zu Gott, so gewiß ich in seine Ewigkeit einzugehen gedenke, daß ich nicht gegen meinen Gemahl gesündigt habe, sondern das Opfer von Golo's gottlosen Ränken bin. Dann wendete sie sich zu den Knechten und sagte: Fürchtet ihr euch denn nicht, eure Hände an mich zu legen? Wisset, daß mein unschuldiges Blut und das Blut meines Kindes euch bey Gott verklagen wird. Dann wird aller Segen von euch weichen und ihr werdet in Jammer dahin sterben: denn keine Buße wird eure Missethat tilgen. — Und dabey flossen ihr ohn' Unterlaß die Thränen von den blassen Wangen und ihre blonden Locken hingen aufgelöst bis auf die Erde herab, und indem sie die gefalteten Hände und die nassen Augen zum Himmel erhob, war sie wie ein trauriges Bild, das man auch nicht ohne Mitleiden ansehen kann; wie viel weniger also die lebende Genovefa, die so rührende Worte sprach? Das gieng nun den Knechten zu Herzen und Gott lenkte ihren Sinn, daß sie die Unschuld der Gräfin erkannten; und nachdem sie sich mit einander besprochen hatten, kehrten sie zu ihr zurück und sagten: Wenn du uns schwörst, die Einsamkeit des Waldes nicht zu verlassen, so wollen wir dich und dein Söhnlein schonen. — Denn sie fürchteten sich vor Golo's Rache, wenn er erführe, daß sie seinen Befehl nicht er-

füllt hätten. Darum verlangten sie den Eid. Genovefa schwur auch, wie sie verlangt hatten. Da giengen die Knechte nun von dannen, und nachdem sie ihre Messer in das Blut eines geschlachteten Lammes getaucht hatten, kehrten sie zu Golo zurück und erzählten ihm, wie sie die Frau mit dem Kinde geschlachtet hätten; und da er die blutigen Messer sah, glaubte er ihnen und zahlte den bedungenen Sold.

Als die beyden Knechte von dannen gegangen waren, drückte Genovefa ihren Schmerzenreich mit noch größerer Inbrunst an ihr Herz, weil er ihr zum zweytenmal von Gott geschenkt war, und häufige Thränen flossen von ihren Augen; man konnte aber nicht sagen, ob es Thränen des Dankes für ihre Rettung, oder Thränen des Jammers über ihren elenden Zustand waren. Und nun gieng sie immer tiefer in den Wald, wie sie versprochen hatte und gieng wohl den ganzen Tag und ruhte nur bisweilen unter einem Baum aus, um ihr Kind zu stillen. Und als die Nacht kam, hatte sie noch immer kein Obdach gefunden, als die Zweige der Bäume und kein Lager als die harte Erde. Auch war die Nacht finster und der Wind brauste durch die Büsche und beugte die Gipfel der Tannen, so daß mancher Baum mit schrecklichem Krachen brach und die Raubvögel kreischten, und von ferne heulten die Wölfe.

Genovefa bebte nicht wenig bey so vielen ungewohnten Schrecknissen, aber sie faltete ihre Hände über ihrem Kinde, das auf den Blättern und dem Moos recht ruhig schlief. Und so gieng die erste Nacht vorüber, und gieng weiter und weiter und so den ganzen Tag. Und noch immer hatte sie kein Obdach gefunden und die Nacht gieng wieder unter Furcht und Schrecken vorüber und kein Schlaf kam in ihre Augen. Als sich aber auch der dritte Tag zu Ende neigte, fand sie in einem engen Thal, wo schwarze Felsen sich fürchterlich an einander drängten und über einander bauten, in einem der Felsen eine Höhle, von Bäumen umgeben und von Gebüsch verwachsen, das auch von oben über den Eingang herabhing. Gleich daneben rieselte ein klarer Quell über glatte Kiesel und inwendig waren Boden und Wände mit weichem Moose bewachsen. Hier zog sie ein, und nachdem sie Blätter zusammen getragen und sich ein La-

ger bereitet hatte, dankte sie Gott, der ihr dieses stille Obdach verliehen, und schlief in dieser Nacht, mit ihrem Schmerzenreich an der Brust, so tief und sanft, wie sie kaum eine Nacht in dem Schlosse ihres fürstlichen Vaters geschlafen hatte. In dieser stillen Einsamkeit, abgeschieden von der Welt und von Felsen umgeben, lebte nun Genovefa Tag für Tag und stillte ihren Durst aus der Quelle nnd ihren Hunger mit wilden Beeren und Eckern, welche die Bäume verloren, und mit trocknen Wurzeln, die sie mühsam aus der Erde zog. Als aber der Winter kam und die Büsche keine Beeren mehr trugen und selbst die armseligen Wurzeln von Schnee und Eis bedeckt wurden, da vergieng ihr mancher Tag unter unwillkührlichem harten Fasten, und es währte nicht lange, so hatte sie auch für ihr Kind keine Nahrung mehr: denn die Milch blieb ihr aus. Da war nun ihr Jammer unbeschreiblich, daß sie das Kind sollte verschmachten sehen; und wenn das Kind winselte, rang sie sich die Hände wund und oft wollte sie davon gehen, um nur nicht den Jammer zu hören oder zu sehen, wie es stürbe. Und da sie doch nicht von ihm weg konnte, kniete sie an dem Lager des Kindes nieder und betete aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens und flehte Gott um Erbarmen an. Und während sie noch betete, siehe da kam eine Hirschkuh und stellte sich zu ihr und strich an ihr hin, wie ein zahmes Thier. Da erkannte sie, daß ihr Gott dieses Thier gesendet habe, und als es sich auf die Erde zu ihr legte, konnte das Kind an ihr trinken, wie an einer Mutter. Und seit diesem Tage kam die Hirschkuh täglich einigemal und tränkte das Kind. Das war des Kindes Nahrung mehrere Jahre lang. Die Mutter aber behalf sich wie zuvor mit magerer Kost, die ihr doch auch bisweilen gebrach; und sie schwand nun so hinweg, daß sie mehr einem Schatten, als einem Menschen glich und Niemand mehr wahrnehmen konnte, wie schön sie vordem gewesen war.

In diesem großen Elende war nun Schmerzenreich Genovefens einziger Trost. Mit ihm sprach sie früh und spät und unterwies ihn in der Furcht Gottes und lehrte ihn beten, und die schönsten Geschichten der Bibel erzählte sie ihm; und so nahm der Knabe wunderbar zu an Verstand und Liebe zu Gott und zu seiner

frommen Mutter. Erfreulich war es auch, wie vertraut die Thiere mit ihm waren. Denn da sie ihn immer in dem Walde sahen und er keinem von ihnen Schaden that, gewöhnten sie sich an ihn, und die Vögel setzten sich auf seine Schultern und flogen mit ihm, wohin er gieng. Auch Rehe hüpften um ihn her und Kaninchen und Hasen. Ja, es wird erzählt, daß, als ihm sein elendes Kleid, mit dem er aus dem Schlosse verstoßen worden, zu klein worden und auch zerrissen war, ein großer Wolf sich eingefunden mit einem Schaaffelle in den Zähnen, und habe das Fell bey der Höhle fallen lassen, wo es dann Schmerzenreich aufgehoben und sich damit bekleidet habe. Dieser Wolf sey auch noch oftmals wieder gekommen und so zahm geworden, daß ihn Schmerzenreich bestiegen habe, wie ein Pferd, und auf ihm herum geritten sey.

So hatten sie nun sieben Jahre, Sommer und Winter, in dieser elenden Einsamkeit durchlebt und keines andern Menschen Gestalt gesehen oder seine Stimme vernommen. Immer ertrug Genovefa ihr Elend in Geduld, als eine Schickung Gottes, durch welche sie des Himmels würdiger sollte gemacht werden; und Schmerzenreich war meist guten Muths, denn er meinte, diese Einsamkeit wäre die Welt, und es wäre überall nicht anders als hier. Binnen dieser Zeit war nun auch der Graf aus Frankreich zurück gekommen; und Alles, was der gottlose Golo früher gegen die Gräfin erdichtet hatte, wiederholte er jetzt mit vielen Zusätzen; wie er denn unter andern hoch und heilig betheuerte, sie hätte vor ihrem Ende alle ihre Schuld bekannt und erklärt, daß ihr recht geschähe, weil sie sich so sehr an ihrem gütigen Herrn und Gemahl versündigt habe. Dasselbe betheuerte und beschwur auch die Amme Golo's, so daß der Graf Alles glaubte und diesen bösen Leuten noch überdieß für ihre Treue dankte. In seinem Herzen aber war keine Ruhe, weder bey Tag noch Nacht. Denn immer stand das Bild der Gemahlin vor ihm, wie er sie verlassen und sie sich so sehr über seinen Abschied gehärmt hatte; und im ganzen Schlosse war kein Ort, wo er nicht ihrer und ihrer großen Liebe gedachte. Da half es auch nichts, daß Golo Feste veranstaltete, um ihn zu erleichtern, Lanzenstechen und Jagden und Schmausereien.

Denn wenn alle Gäste froh und guten Muths waren, sah er tiefsinnig vor sich hin und dachte: Wenn Genovefa hier wäre, könnt' ich mich auch freuen. Da geschah es denn eines Tages, daß, da er voll Traurigkeit und Sehnsucht im Schlosse umherschlich, und der vergangenen glücklichen Zeiten gedachte, er auch in den Kerker kam, wo Genovefa sich ihm so treu bewiesen hatte, und indem er überall umher schaute, fiel ihm ein zusammen gefaltetes Blatt in die Augen. Er nahm es auf, entrollte es und erkannte die Handschrift seiner Gemahlin. Wie er nun las, was sie geschrieben hatte, wie sie mit rührenden Worten ihre Unschuld vor Gott betheuerte und ihm Golo's böse Anmuthungen enthüllte, und ihm sein ungerechtes Bluturtheil verzieh und zu Gott für ihn bat, da erkannte er mit Einem Mal die gottlosen Ränke seines Dieners und seine eigene Verblendung, und es wurde ihm dunkel vor den Augen und er meinte, das Herz müßte ihm vor Zorn und Jammer brechen. Er befahl auch sogleich, den Golo zu binden und vor ihn zu bringen. Da dieser aber, nach seiner wilden Weise im Felde umherjagte, eilte ein ihm ergebener Diener sogleich hinaus und warnte ihn, daß er nicht hineinkäme, worauf denn Golo sein Roß unverzüglich nach dem Wald hin lenkte, um sich dem Zorne seines Herrn zu entziehen. Denn es war ihm jetzt, als ob seine letzte Stunde geschlagen hätte, und sein Gewissen sagte ihm, was er mit seinen Missethaten verdient habe.

Da nun Golo nicht zurückkam, wurde der Kummer des Grafen noch größer, daß ihm der entronnen war, durch dessen Strafe er den Tod seiner unschuldigen Gemahlin hatte versöhnen wollen, und er kehrte allen seinen Zorn gegen sich selbst. Einesmals sah er auch des Nachts im Traum den Hausmeister, welchen Golo hatte ermorden lassen; und dieser bekräftigte alles, was Genovefa in ihrem Briefe geschrieben hatte. Ein andermal sah er auch seine Gemahlin selbst, umherirrend, wie ein Schatten, und von reißenden Thieren umgeben. Da fuhr er plötzlich aus dem Schlafe auf und befahl, ihm sein Roß zu satteln; und als es gesattelt war, jagte er in den Wald hinaus und seine Diener folgten ihm nach. Nicht lange war er geritten, so sprang eine Hirschkuh

vor ihm auf. Er verfolgte sie, und indem das behende Thier immer weiter flieht und der Graf es ohn' Unterlaß verfolgt, kömmt es endlich zu Genovefens Höhle, schlüpft durch das Gesträuch und verbirgt sich im Innern. Gleich springt der Graf vom Pferde und dringt durch die Büsche nach, und indem er in die Höhle schaut, erblickt er die Hündin, die sich auf dem Moose niedergethan, und ein menschliches Wesen neben ihr, dessen Blösse ihm aus der Düsternheit furchtbarer und gespensterartig entgegen scheint. Auch glaubte er wirklich, es wäre ein Geist, bezeichnete sich mit dem Kreuze und sagte: Wenn du von guter Art bist, so nenne dich mir und komme heraus! Da erkannte Genovefa die Stimme ihres Gemahls, und auch in dem Tageslichte seine Gestalt und sagte bebend: Ich bin ein armes Weib und fast bloß. Darum gebet mir eines von Euren Kleidern, damit ich zu Euch heraus kommen kann. Auf diese Worte warf ihr der Graf seinen Mantel zu, und sie hüllte sich darein und kam auf ihren nackten Füßen hervor — denn ihre Schuhe waren längst zerrissen — und die Hirschkuh begleitete sie nach ihrer Weise und stand ihr zur Seite. Und da sie heraustrat, war es dem Pfalzgrafen, als ob er sie kennen müßte, und es gieng ihm ein Schauder durch Mark und Bein; aber er erkannte sie nicht und fragte nur mit Hast, wer sie denn wäre, daß sie in dieser furchtbaren Wildniß lebte. Da antwortete sie mit niedergeschlagenen Blicken: Ich bin aus dem Brabanter Lande und habe vormals bessere Zeiten gesehen. Ein schlimmer Verdacht meines Eheherrn hat mich in diese Wüste getrieben, und weil ich ihm ergeben war, gab er einem seiner Diener Macht über mich; daß er mich tödten sollte. Aber Gott lenkte das Herz der Schergen, daß sie sich meiner erbarmten und meines armen Kindes und mir das Leben gönnten. Da entsetzte sich der Graf noch mehr und begehrte mit zitternder Stimme ihre Namen zu wissen. Und da er den Namen Genovefa und auch den seinigen hörte; fiel er wie sinnlos zur Erde und es währte lang, eh' er sein Gesicht erheben und sie anschauen konnte. Und da er sie endlich anschaute und das blasse, abgezehrte Angesicht sah, das vordem so blühend und schön gewesen, meinte er zu verzweifeln. Da sie nun seinen großen Jam-

mer sah, trat sie zu ihm, redete ihm mit freundlichen Worten zu und bat ihn aufzustehen. Er aber blieb auf seinen Knien und klagte sich mit bittern Thränen und aufgehobenen Händen seiner Missethat an und gab sich zu jeglicher Buße bereit, wenn sie nur sage, daß sie ihm vergeben wolle. Da dachte sie nun nicht mehr an seine Schuld, so schwer sie auch war, sondern nur an seine Reue, und sein Jammer gieng ihr so zu Herzen, daß sie vor Thränen nicht sprechen konnte. Sie reichte ihm also die abgezehrte Hand und beugte sich über ihn, und da sie endlich sprechen konnte, beschwor sie ihn, sich nicht zu betrüben und sagte: Das Herz bricht mir, wenn ich Euch, meinen Herrn, so jammern sehe und Euch die Zähren über den Bart laufen, der vor der Zeit grau geworden. Es war ja nicht Eure Schuld, daß Ihr mich für so strafbar hieltet, sondern derer, die Euch mit ihren Netzen umstrickt hatten. Darum hab' ich Euch auch längst von Herzen vergeben, und sag' es Euch jetzt mit der alten Liebe, daß ich Euch all' mein Elend verziehen habe. Möge uns Gott eben so unsere Schulden vergeben und seiner Gnade würdig machen. — Und während sie so sprachen, kam Schmerzenreich aus dem Walde mit Wurzeln in der Hand, die er zur Mahlzeit gesammelt hatte, und da er den fremden Mann sah, fürchtete er sich. Der Graf erkannte gleich an der Aehnlichkeit der Züge, daß er sein Sohn war, nahm ihn in seine Arme und drückte ihn an seine Brust und konnte vor Freud und Leid nichts anderes thun, als ihn küssen und sagen: O mein geliebtes Kind! o mein theurer Sohn!

Und wie das so eine Weile gedauert hatte, blies er in sein Horn und rief die Jäger und Diener zusammen; und wie diese kamen, sahen sie wohl, daß sich mit ihrem Herrn etwas besonderes zugetragen habe; wer aber die blasse und abgezehrte Frau und wer der Knabe wäre, der in die Schaafhaut gewickelt mit nackten Füßen bey ihm stand, wußten sie nicht; sie konnten es auch nicht rathen, bis er es ihnen sagte. Da war denn ein großes Verwundern, daß sie die wiedersahen, die sie für todt gehalten hatten; und als sie gar hörten, wie es ihr ergangen, und wie sie so wunderbar erhalten worden, war ihr Staunen noch größer, und Niemand konnte sich der Thränen enthalten, so über ihr Elend,

als über Gottes Wunder und die Wege seiner Gerechtigkeit. Und nachdem sie Alle in die Höhle gegangen und das harte Lager betrachtet, auf dem ihre Fürstin sieben lange Jahre, so Winter, als Sommer, zugebracht hatte — wobey man denn nichts als Schluchzen und Weinen hörte — und nachdem sie mit ihr an dem Altar gebetet hatten, der von ihren eigenen Händen aus Steinen und Moos erbaut worden war, kehrten sie desselben Tages nach dem Schlosse zurück, die Gräfin in einer Sänfte, der Graf zu Roß neben ihr, und Schmerzenreich auch zu Pferd mit einem der Diener. Da war es nun wunderbar zu sehen, wie auch die Hirschkuh mit ihnen zog und die Vögel um und über den Schmerzenreich her flogen, so weit der Wald gieng. Als aber der Wald aufhörte, blieben die Kaninchen und Hasen unter den Büschen, die Vögel aber ließen sich auf die Gipfel der Bäume nieder und schauten ihm lange nach, und man konnte wohl wahrnehmen, daß sie den Knaben ungern scheiden sahen. Auch er nahm wohl ungern von ihnen Abschied, und sah sich oft nach ihnen um, und rief: Lebt wohl, lebt wohl! Aber so lieb ihm auch die Vögel und Thiere waren, mit denen er in der Einsamkeit gespielt hatte, so war er doch mehr erfreut, Menschen zu sehen und mit Menschen zu sprechen; und da auf die Nachricht von Genovefens Wiederkehr eine Menge von Leuten herbeyströmte, und unter diesen auch Kinder, die seines Alters waren, so vergaß er leicht den Wald aus Freude über seine neuen Gespielen.

Den Golo aber trieb sein böses Gewissen noch lange in dem Walde herum, und er fürchtete sich vor dem Zorn des Pfalzgrafen, fast noch mehr aber vor sich selbst. Daher irrte er wie wahnsinnig in der Wildniß umher und stieg oft in finsterer Nacht auf die steilsten Felsen mit Lebensgefahr. Und als Genovefa wieder gefunden war, kam ihm die Nachricht davon, ich weiß nicht wie, zu Ohren, und er meinte, er würde Ruhe haben, wenn er sie noch einmal in seinem Leben sähe. Er schlich also aus dem Walde heraus nach dem Schlosse zu und hielt sich da in der Nähe versteckt, bis er sie eines Morgens am Fenster erblickte. Als er nun ihr blasses und abgezehrtes Angesicht sah, fiel ihm die ganze Last seiner Bosheit, wie ein Felsen auf sein Ge-

wissen, und er entsetzte sich so, daß die Knie unter ihm zusammen brachen und er anfing laut zu heulen, wie ein wildes Thier. Da liefen denn die Leute herbey und erkannten ihn; und der Graf ließ ihn binden und Gericht über ihn halten. Ob nun gleich Genovefa aus großer Güte ihres Herzens für diesen Bösewicht bat, wurde er doch von allen Richtern zum Tode verurtheilt und an derselben Stelle hingerichtet, wo er Genovefen hatte ermorden lassen wollen.

Im Lande war nun große Freude, und die Leute sprachen von nichts, als von der frommen Genovefa und ihrem Schmerzenreich, und wer es nur bewerkstelligen konnte, suchte sie zu sehen. Wie glücklich aber der Pfalzgraf war, und wie eifrig bemüht, die alte Schuld durch noch größere Liebe auszutilgen, ist mit Worten nicht auszusprechen. Allein dieses Glück dauerte nur kurze Zeit. Denn nach drey Monaten wurde Genovefa krank, so krank, daß sie gleich ihr herannahendes Ende fühlte. Darum nahm sie auch bald Abschied von den Ihrigen, besonders aber von ihrem Gemahle und ihrem Sohne, dankte beyden für ihre große Liebe, tröstete sie, und ermahnte vornehmlich ihren Schmerzenreich, die Wunder, die Gott an ihm gethan, durch ein frommes Leben zu verherrlichen. Dann schlief sie unter Gebeten ein, und als sie zu Grabe getragen wurde, die Priester mit den brennenden Kerzen voran, und hinter dem Sarge der Pfalzgraf in tiefster Trauer und Schmerzenreich an seiner Seite und vieles Volk hinter ihnen, gieng auch die treue Hirschkuh mit tiefgesenktem Kopfe neben dem Sarge her. Und als dieser in der Kirche in die Gruft gelassen wurde, sah sie ihm mit unverwandten Blicken nach, legte sich dann an die Thüre der Kirche, und da sie kein Futter mehr nahm, starb sie in wenigen Tagen und wurde unter einem Baume auf dem Kirchhof eingescharrt.

Der Jammer des Pfalzgrafen war nun unbeschreiblich. Am Tage hatte er keine Ruhe und Nachts keinen Schlaf, und es kam ihm bisweilen vor, als drückte ihn die Last der alten Schuld noch mehr, als vordem, weil er nun nichts mehr thun konnte, um seiner armen Genovefa Liebe zu zeigen. Wie nun Schmerzenreich die tiefe Betrübniß seines Vaters sah, wußte er ihn doch,

so klein er auch war, mit klugen Worten zu trösten, indem er sagte: seine fromme Mutter hätte sich ja zu aller Zeit nach dem Himmel gesehnt und ihr voriges Elend als eine Vorbereitung dazu angesehen; darum solle er sich doch nicht so betrüben, da ihr Wunsch in Erfüllung gegangen. Vielmehr habe sie ihnen ja durch ihren gottseligen Tod den rechten Weg zum Himmel gezeigt. — Nun erfreute es zwar den Grafen, daß der Knabe so klug und fromm sprach; aber den Schmerz konnten ihm diese Reden doch nicht von dem Herzen nehmen. So gieng er denn eines Tages in seiner tiefen Betrübniß in den Wald, in welchem Genovefa die sieben Jahre des Elends und Jammers durchlebt hatte und kam bis zu dem Felsenthale und in die nahe Höhle und legte sich hier auf das Lager, wo sie sich so oft gehärmt hatte, und bedachte da alles ihr Elend und seine eigene Schuld, und weinte lang und bitterlich. Endlich schlief er ein. Da kam es ihm vor, als ob er seine Genovefa sähe in aller ihrer vormaligen Schönheit, und alle Herrlichkeit des Himmels war um sie her und die Engel stiegen auf und ab, und sie sah mit seligen und verklärten Blicken darein. Dann neigte sie ihr liebes holdes Gesicht zu ihm, und bot ihm die Hand, und er meinte, sie zöge ihn zu sich hinauf. Und als er erwachte, fühlte er eine solche Freudigkeit in sich, als er noch nicht gehabt hatte; und weil ihm der Ort so tröstlich gewesen war, beschloß er auch, hier zu leben und zu sterben und, wo die Höhle war, eine Kirche zu bauen. So that er denn auch; verließ sein Schloß und Land und lebte hinfort als ein Einsiedler in dem Felsenthale.

Nachdem die Kirche im Walde gebaut war, wurde der Leichnam Genovefens dahin getragen, damit sie künftig an derselben Stätte ruhen möchte, wo sie so lange geschmachtet hatte. Und wie der Sarg durch den Wald getragen wurde, beugten die Bäume ihre Gipfel nach ihm zu und ließen ihre Blüthen darauf fallen, und die Vögel flogen von allen Seiten zu und sangen von allen Zweigen herab. Auch andere Thiere kamen, wie sie früher gethan hatten, und begleiteten den Sarg bis an die Kirche.

Schmerzenreich aber wollte nun auch nicht mehr ohne

Vater und Mutter in der Welt leben, sondern zog zu ihm in die alte Einsamkeit und erfreute ihn lange durch seine Klugheit und Frömmigkeit. Und als sein Vater gestorben war, blieb er dennoch hier und besprach sich mit den Leuten, die zahlreich zu der Kirche wallfahrteten, und belehrte und ermahnte sie, und diente Gott so lang als er lebte.

Noch ist folgendes nachzuholen, was gar anmuthig ist. Als Genovefa zum Tode geführt wurde, kam sie über einen Fluß. Da zog sie, auf der Brücke stehend, ihren Trauring vom Finger und warf ihn in das Wasser, indem sie sagte: So geb' ich meinem Herrn seine Treu' und sein Versprechen zurück; so ist seine Blutschuld geringer. — Und als sie wieder gefunden war und nach dem Schloß zurückkehrte, und wieder an dasselbe kam, da traten zwey Fischer zu dem Pfalzgrafen und verehrten ihm einen großen Fisch, dergleichen Größe noch Niemand gesehen hatte. Der Graf nahm den Fisch dankend an und befahl, ihn zum Mahle zuzurichten. Und da man ihn aufschnitt, fand man den goldenen Trauring darin, und es war eben, als ob sie nun von neuem vermählt worden wären.

Lieder.

1. Allerdreyfeyertagslied.

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weyhnachtszeit!
Welt gieng verloren,
Christ ist geboren.
Freue dich, freue dich Christenheit!

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt liegt in Banden;
Christ ist erstanden.
Freue dich, freue dich Christenheit.

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister,
Heiligt die Geister.
Freue dich, freue dich Christenheit!

2. Der heilige Abend.

Wie die hellen Lichter scheinen!
Und die Kinder sind gekommen,
All' die Großen und die Kleinen,
Haben ihr Geschenk genommen.

Spielwerk bringt es uns zum Spielen,
Das geliebte Wunderkind.
Spielen mögen wir und fühlen,
Daß wir wieder Kinder sind.

Süße Früchte, fremde Blüthen
Trägt es in der zarten Hand,
Wie sie Engel ziehn und büten
In dem sel'gen Himmelsland.

Und so hat es tausend Gaben
Allen Menschen mitgebracht,
Alle Herzen zu erlaben
In der hochgelobten Nacht.

Auch Versöhnung, ew'ges Leben,
Trost und Freyheit, Gnadenfüll',
Gottes Wort, umsonst gegeben
Jedem, welcher hören will.

Nimmer kann ich euch vergessen
All' ihr schönen Christgeschenke,
Abgrundreich und unermessen,
Drin ich liebend mich versenke.

3. Weyhnachtslied.

Christus ist geboren
Von Maria rein,
Daß da, was verloren,
Soll gerettet sein.

Gnade allen Sündern;
Heil der ganzen Welt!
Gott hat uns zu Kindern
Durch das Wort bestellt.

Hoch vom Himmelsthrone
Kam's in's Fleisch herab,
Daß es bey uns wohne,
Unsrer Noth ein Stab;

Sich mit uns vereine
Recht in Liebestreu,
Mit uns leid' und weine,
Mit uns fröhlich sey;

Und dann nach sich ziehe,
Wenn der Leib zerfällt,
Aus Gefahr und Mühe
In die bess're Welt.

4. Neujahrslied.

Ein Jahr geht hin; das andre kommt;
Gott! gieb uns Allen, was uns frommt,
Nach deiner Vaterliebe!
Zuvörderst schmücke unsern Geist
Mit alle dem, was himmlisch heißt,
Und läutre unsre Triebe.

Erhalt' uns treu in deinem Wort,
In Christo laß uns wachsen fort
Durch deinen Geist zum Leben;
Damit wir in Gefahr und Streit
Dir dienen in Beständigkeit
Und nimmer widerstreben.

Sey, Herr, und bleibe unser Hirt,
Und wenn ein Schäflein sich verirrt

Von deiner großen Heerde:
Führ's wiederum auf grüne Au,
Damit es deine Gnade schau'
Und nicht verloren werde.

Was du nun über uns beschließt,
Ob's bitter, oder süße ist,
Es dient zu unserm Heile.
Gieb dich in deiner Herrlichkeit.
In Freud' und Leiden, allezeit
Gieb dich uns nur zu Theile.

Denn ohne dich ist alles nichts!
Wer dich nicht hat, ach, dem gebricht's
Bey allem Glück der Erde!
So weide denn durch Jesum Christ,
Wo Heil und ew'ges Leben sprießt,
Auch heuer deine Heerde!

---

5. In der Fasten.

Jesu hab' ich mich ergeben,
Der in's Leben
Kam mit menschlicher Gestalt,
Alle Sünder zu erlösen
Aus des bösen
Feinds verderblicher Gewalt.

Jesu hab' ich mich ergeben,
Der dem Leben
Durch sein Wort erst Licht gebracht,
Und des Fleisches Lust zu dämpfen
Und bekämpfen
Kraft dem Geiste gab und Macht.

Jesu hab' ich mich ergeben,
Der sein Leben
Nicht zu hoch geachtet hat,
Bürgerrecht uns durch sein Sterben
Zu erwerben
In der freyen Gottesstadt.

---

6. Osterlied.

Ich sag' es Jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bey uns ist.

Ich sag' es Jedem, Jeder sagt
Es seinen Freunden gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt scheint die Welt dem neuen Sinn
Erst wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus seiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Versank des Todes Graun,
Und Jeder kann nun leicht und hehr
In seine Zukunft schaun.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf seinen Rath,
Kommt auch in Vater's Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen schließt;
Vom Wiedersehn, spät oder früh,
Wird dieser Schmerz versüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein Jeder frischer glühn,
Denn herrlich wird ihm diese Saat
In schönern Fluren blühn.

Er lebt und wird nun bey uns seyn,
Wenn Alles uns verläßt!
Und so soll dieser Tag uns seyn
Ein Weltverjüngungsfest!

7. Himmelfahrtslied.

Im Himmelslicht zu prangen,
Dem ird'schen Blick entrückt,
Ist Christus eingegangen,
Wo ew'ger Sieg ihn schmückt;
Zur Herrlichkeit erhoben
Ist unser Herr und Held:
Auf, Kinder! laßt uns loben
Den, der erlöst die Welt.

Mit sehnsuchtsvollem Blicke
Schaun wir zu dir hinauf;
Dein Sieg, Herr, uns erquicke
Auf unserm Erdenlauf;
Wenn Zweifel in uns streiten,
Das Böse mit uns ficht,
Wollst unsern Blick du leiten
Zu deinem ew'gen Licht.

Des Leibes Augen schauen
Dich zwar, o Herr, nicht mehr:
Dennoch wir fest vertrauen!
Du lässest nimmermehr
Die einst mit deinem Blute
So theuer sind erkauft,
Und mit dem ew'gen Gute
Des heil'gen Geists getauft!

8. Pfingstlied.

Der auf Taubenflügeln schwebend,
Als die Welt ihr Seyn empfing,
Allbefruchtend, allbelebend
Ueber den Gewässern hing:

Liebend sinkst du jetzt hernieder
Auf die bräutlich schöne Flur;
Deinem Hauche schlagen wieder
Alle Pulse der Natur.

Wogend durch der Schöpfung Räume,
Warm durchdringend Stein und Erz,
Weckend alle Lebenskeime,
Senkst du dich in's Menschenherz.

Walle, walle Geist der Liebe,
Unaufhaltsam, froh und frey,
Daß ein jeder meiner Triebe
Lauter, wie sein Urquell, sey.

---

9. An Gott, den Vater.

Du, liebster Vater, führtest mich,
Und wirst mich fürder führen,
Bis vor dem müden Pilger sich
Aufthun die Himmelsthüren.

Reicht deine Hand nicht weit und breit,
Von einem Meer zum andern?
Wer sollte da voll Traurigkeit,
Voll Angst und Zittern wandern?

Und ob der Weg noch steil und weit,
Eh' ich das Ziel erreiche,
Wie wenig, oder viele Zeit
Bis dahin noch verstreiche?

Ich frage nicht danach, ich geh'
Und gehe immer weiter —
Und wenn ich deine Hand nur seh',
So bin ich froh und heiter.

Und hast du mich genug geführt,
Du liebender Begleiter,
Und hab' ich Müdigkeit verspürt,
Und kann ich nicht mehr weiter:

O guter Gott! so führe mich,
O führe mich zur Ruhe,
Damit ich dann auch ohne dich
Den letzten Gang nicht thue.

---

10. Alles in Christo.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,

Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seiner Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn:
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir seyn,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe,
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

---

11. Maria.

O du Heilige! du Reine!
Fromme, wie der Frommen Keine!
Wer ist in dem Himmelreich,
Wer ist dir, Maria, gleich?

Alle menschlichen Geschlechter,
Heiligste der Erdentöchter,
Urbild der Bescheidenheit,
Preisen deine Seligkeit.

Jeder, der die Wahrheit ehret,
Tugend lernt und Tugend lehret,
Seufzt und seufzt vergeblich nie:
Wär' ich fromm und rein, wie Sie!

---

12. Andacht am Geburtstage.

Mein treuer Gott, was soll ich sagen,
Daß du mir so viel Guts gethan
In allen meinen Lebenstagen,
Daß ich's nicht satt erzählen kann?
Ja, eh' ich noch die Welt gesehn,
Ist mir von dir viel Guts geschehn!

Und da ich kaum die Welt erblicket,
Hat deine Güte mich umarmt;
Die Taufe hat mich hochbeglücket,
Da hast du meiner dich erbarmt;
Da nahmst du an mich als ein Kind
Und wuschest von mir jede Sünd?

Mein Name ward mir da gegeben,
Den schriebst du auch im Himmel ein,
Daß ich einmal soll ewig leben,
Da ich bey dir soll fröhlich seyn,
Da ich, im Glanz der Sonne gleich,
Soll herrschen in dem Himmelreich.

Indessen hast du alle Stunden
Mit deiner Güte mich ergötzt;
Ich habe deinen Schutz empfunden,
Daß mich kein harter Fall verletzt.
Mein Gott bis hieher hast du mir
Geholfen treulich für und für.

Zwar ohne Kreuz bin ich nicht blieben,
Es kost't mir manche Thränenfluth;
Doch macht mit denen, die ihn lieben,
Der liebste Vater alles gut.
Er legt was auf; er hilft auch aus
Und schickt auch wieder Trost in's Haus.

Und also rühm' ich deine Gaben,
Mein Gott, es sey Freud' oder Leid.
Was du uns giebest, muß uns laben;
Du meinst es gut zu aller Zeit.

Mir ist auch deine Vatertreu
Noch alle Morgen frisch und neu.

Ja heut' an diesem lieben Tage
Erfreuet mich dein Gnadenlicht.
Ich bin befreit von harter Plage;
Und fehlt mir's gleich am Kreuze nicht,
Hab' ich doch Gott zum Helfersmann,
Der in dem Kreuze helfen kann.

Und also bin ich wohl zufrieden
Und danke Gott herzinniglich
Für das, was er mir hat beschieden;
Ich nehm' es an und freue mich
Und setze meine Hoffnung fest
Auf Gott, der Fromme nicht verläßt.

Noch eins will ich von Gott verlangen:
Laß meinen Namen doch auch stehn
Im Himmel, da die Frommen prangen,
Da sie in weißen Kleidern gehn,
Und bringe mich auch einst dahin,
Wo ich ohn' Ende fröhlich bin!

---

13. Morgen= und Abendandacht.

Morgenstern und Abendstern,
Die der Herr uns angezündet,
Der als Helfer nah und fern
Sich verheißen und verkündet.

Immer und an jedem Ort
Seh' ich ihn sich niederneigen,
Kann ihn haben immerfort,
Freundlich, treu und ganz mein eigen.

Meine Seele laß das Bild
Auch im Leben wieder scheinen,
Sey so freundlich, treu und mild,
So bereit sey du den Deinen!

Meine Seele, lege du
Auf den Einen deine Sorgen,
Denke sein zur Abendruh',
Lob' ihn laut an jedem Morgen!

Deinem Heiland, deinem Herrn
Laß ein helles Lied erklingen:
Morgenstern und Abendstern
Preisen ihn und Engel singen.

---

14. Sonntagsfrühe.

Gottesstille, Sonntagsfrühe,
Ruhe, die der Herr gebot!
Meine Seele wach' und glühe
Mit im hellen Morgenroth!

Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
Wann das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
Wann der Glockenruf erschallt?

Wo die holden Worte weilen,
Die der Herr auf Erden sprach,
Lasset auch das Brot mich theilen,
Das er seinen Jüngern brach.

O das nenn' ich sel'ge Stunde,
Wo man dein, o Herr, gedenkt,
Wo man mit der frohen Kunde
Von dem ew'gen Heil uns tränkt.

Neues Leben, neue Stärke,
Reiner Andacht frische Gluth
Zu dem frommen Liebeswerke
Schöpf' ich aus der Gnadenfluth.

Und von göttlichen Gedanken
Einen reichen Blüthenstrauß
Trag' ich heimwärts, Gott zu danken
In dem kleinen stillen Haus.

Erde weit und ohne Gränzen,
Himmel drüber ausgespannt!
Reich an Sternen und an Kränzen
Scheint ihr mir ein selig Land.

Laß die Flamme stets mir brennen,
O mein Heiland Jesu Christ!
Laß es alle Welt erkennen,
Daß mein Herz dein Altar ist.

---

15. Samstags Abends.

O Tag des Herrn, du schöner Tag,
Wie süß ist deine Nähe!
Die Wochenarbeit ist gethan,
Es fängt die Zeit der Ruhe an,
Die süße Zeit der Ruhe!

Was rührig sich geregt, es mag
Sich länger nicht mehr regen!
Die Erde tritt verhüllt zurück,
Der Himmel öffnet sich dem Blick,
Der Himmel unsre Heimath!

O laßt, o laßt hinein uns schaun,
Laßt dort uns Stärkung saugen!
Die Erde faßt uns rauh und hart,
Daß wir der mildern Gegenwart
Wohl sehr, ach sehr bedürfen!

Verlassen einst wir diese Aun,
Ruht auch die Erdenarbeit!
Es ruhen Sorgen, Angst und Pein,
Wir gehen in den Himmel ein
Zu ew'ger Sonntagswonne!

16. Morgenlied.

Der schöne Tag bricht an,
Die Nacht ist abgethan,
Die Finsterniß vergangen.
Laß uns dein Licht umfangen
Du, unsre Sonn' und Leben,
Der Welt zum Heil gegeben!

Laß uns in deiner Hut,
Das thun, was recht und gut,
Und stets als Kinder leben,
Die dir sich ganz ergeben;
In deinen Wegen gehen
Und fest im Glauben stehen.

Befällt uns Kreuz und Noth,
So hilf, du treuer Gott,

Daß wir in allen Stücken
Uns drein geduldig schicken:
Denn dir nicht widerstreben,
Ist ja das beste Leben.

Gieb Speis' und Trank dem Leib,
Daß er bey Kräften bleib',
Und soll die Seele scheiden,
So sey's zu deinen Freuden,
Daß wir auf deinen Namen
Getrost hinfahren. Amen!

---

17. Am Abend.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sterne prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglichs bauen,
Nicht Eitelkeit uns freun.
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Stets fromme, frohe Kinder seyn.

---

18. Bey der Arbeit.

Arbeit macht das Leben süß,
Macht es nie zur Last;
Der nur hat Bekümmerniß,
Der die Arbeit haßt.
Kräfte gab uns die Natur
Zu Beruf und Pflicht,
Leere Müssiggänger nur
Klagen, leben nicht.

Arbeit nur giebt frohen Muth
Und zufried'nen Sinn,
Schafft im Körper rasches Blut,
Lohnet mit Gewinn.
O wer wollte nun wohl nicht
Gern geschäftig seyn?
Nicht sein Leben, treu der Pflicht,
Gott und Brüdern weihn?

19. Vor dem Schulunterrichte.

Herr, unser Gott, wir bitten dich
Um Weisheit und um Tugend;
Regiere du uns väterlich
In unsrer frühen Jugend!
Laß deinen Segen auf uns ruhn,
Nur das zu lieben und zu thun,
Was deine Wahrheit lehret.

Nach Einsicht und Geschicklichkeit
Laß täglich mehr uns streben;
Mach' uns zum Dienst der Welt bereit,
Bereit zum höhern Leben;
Dann werden wir mit Freudigkeit
Zurück auf unsre Jugendzeit
In jeder Zukunft blicken.

20. Nach dem Unterrichte.

Wohl uns, hier floß auch heute
Uns Licht und Segen zu,
Der Tugend folget Freude,
Der Arbeit folget Ruh.
O laßt uns ihrer freun,
Und immer froher streben,
Treu unsrer Pflicht zu leben,
Von Herzen gut zu seyn.

Dich, guter Vater, lieben,
Gehorchen freudig dir,
Und nur, was gut ist, üben,
Ja dieß, dieß wollen wir!

O du, der alles schafft,
Du hörst, was wir geloben;
Gieb, lieber Gott, von oben,
Uns zu der Tugend Kraft!

Sankt Augustin.

Es gieng einmal Sankt Augustin
Am Meergestade her und hin.
Das Wesen Gottes unsers Herrn
Wollt' er erforschen gar zu gern
Und es dann bringen in ein Buch.
Er kannte jeden Bibelspruch;
Drum schien die Sach' ihm gar nicht schwer.
So wallt' er sinnend hin und her
Und meint wohl schon im eitlen Wahn,
Ihm sey der Himmel aufgethan.
Auf einmal wird sein Aug' gewahr
Ein Knäblein, schön und wunderbar;
Es macht ein Grüblein in den Sand
Und bückt sich dann hinab am Strand
Und schöpft vom Meer das Wasser drein
Mit einer Muschel weiß und fein.

Du lieber Knab', was machst du da?
Fragt Augustin. — „Du siehst es ja,
Zum Zeitvertreibe faß' ich mir
Die See in dieses Grüblein hier."
Der Heil'ge lächelt: Dieses Spiel,
Mein Kind, es bringt dich nicht zum Ziel.
„Ey, sagt der Knab', wer das nicht kann,
Der bleibe hübsch auf seiner Bahn!
Viel ist dem Herzen offenbar,
Doch wird es dem Verstand nicht klar."
Und flugs, da schießt ein Flügelpaar
Dem Knaben an und wie der Aar
Schwebt er empor im Sonnenlicht.
Der Heil'ge schaut ihm nach und spricht:
Der Knab' hat Recht, des Menschen Sinn
Kann über Zeit und Raum nicht hin.
Wer wandelt fromm und ohne Trug,
Der weiß vom lieben Gott genug.

Polykarpus, oder das Reich der Wahrheit.

Der vortreffliche Polykarpus, Bischoff zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlassen, und sich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühle ward, gieng er hinaus unter die Schatten der herrlichen Bäume, die vor dem ländlichen Hause standen. Hier fand er Crescens unter einem Eichbaum, der stützte sein Haupt auf seine Hand und weinte.

Da trat der Greis hinzu, und sprach: Mein Sohn, was weinest du? — Crescens aber erhob sein Haupt und sprach: Wie sollt' ich nicht trauern und weinen? ich gedenke des göttlichen Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter versammeln sich um dasselbe, und sie haben es verläugnet und verlästert und dadurch bewiesen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Mund, obwohl ihr Herz ferne davon ist. Dieses erüllt meine Seele mit Trauern und meine Augen mit Thränen. — Also sagte Crescens.

Da antwortete Polykarpus lächelnd und sprach: Mein lieber Sohn, das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde und gieng davon. Und der Keim sproßte und gieng auf unter dem Unkraut und den Dornen und erhob sein Haupt über sie, und die Dornen erstarben von selber. Denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie. Der Baum aber wuchs und die Winde brauseten um ihn her und erschütterten ihn. — Desto tiefer schlugen seine Wurzeln in die Erde, und umfaßten die Felsen des Erdreichs in die Tiefe und seine Zweige ragten gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward und seine Schatten sich weit hin verbreiteten, da wuchsen die Dornen und das Unkraut wiederum empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in seiner Höhe und stand da in stiller und ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes!

So sprach der unvergleichliche Bischoff und schwieg. Darauf reichte er seinem Jünger die Hand und sagte lächelnd: Was kümmert dich, wenn du zu seinem Gipfel emporschaust, das Unkräutlein, das um seine Wurzel kreucht? Ueberlaß dieß dem, der ihn gepflanzt hat! —

Da erhob sich Crescens; und seine Seele ward heiter: denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber sein Geist und sein Antlitz war wie eines Jünglings.

Derselbe Bischoff Polykarpus wurde, weil er Christ war, von den Heiden hart verfolgt; sie schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrennt würde, und der Richter that ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte. «Ich diene ihm nun sechs und achtzig Jahre, antwortete Polykarpus, und er hat mir kein Uebels gethan. Wie sollt' ich denn meinen Herrn und Heiland lästern?» Indeß war er's gern zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß es eine gute Herrschaft seyn muß, für die man nach sechs und achtzigjährigem Dienst noch gern durchs Feuer gehen will.

Die Treue.

Ein heidnischer König ließ einen frommen Bischoff vor sich führen und verlangte, daß er seinen Glauben verläugnen und den Götzen opfern sollte. Der Bischoff aber sprach: Mein Herr und König, das thue ich nicht.

Da ward der König sehr entrüstet und sprach: Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt stehet und ich dich tödten kann? Ein Wink und es geschieht.

Das weiß ich, antwortete der Bischoff, aber gestatte mir zuvor, daß ich dir ein Gleichniß vorlege und eine Frage zur Entscheidung. Gesetzt, einer deiner treuesten Diener fiele in die Gewalt deiner Feinde, und sie suchten ihn zur Untreue gegen dich zu bewegen, damit er ein Verräther an dir würde. Aber als dein Diener unverrückt beharrte in seiner Treue, nahmen ihn die Feinde, zogen ihm alle seine Kleider aus und jagten ihn nackend mit Spott von dannen. Sage, mein König, wirst du, wenn er also zu dir kommt, ihm nicht von deinen besten Kleidern geben und ihm die Schande mit Ehre vergelten?

Da antwortete der König und sprach: Nun wohl! aber was soll dieses, und wo ist solches geschehen?

Da sprach der fromme Bischoff: Siehe, du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Gewande.... Aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden.... Sollte ich denn des Kleides achten und die Treue dafür hingeben?....

Da sprach der heidnische König: Gehe, ich schenke dir dein Leben.

Das Amen der Steine.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue, frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr, als boshaft, sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und warten auf die Predigt."
Der blinde Greis erhub sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,

Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich und dein die Kraft, und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten!"
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
Amen! ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen! —

Der Knab' erschrak; reumüthig kniet er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
Sohn! sprach der Greis, hast du denn nicht gelesen:
„Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrein?"
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweyschneidig Schwerdt. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen!

Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier; viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beyspiel: die Spinne hat nicht zwey Augen, sondern acht. Mancher wird dabey denken, da sey es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus; denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will.

Wie fein ist ein Faden, den die Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß? Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit

bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammen gesetzt seyn könne. Das bringen sie so heraus: die Spinne hat in ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen; aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da seyn wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest seyn könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich im Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag alles gut seyn, denkt wohl Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seyen? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Giebt es nicht hie und da Leute, die sie auf's Brot streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierchen, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu Leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beyzutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleiner Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen

mit Spinngewebe überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie um's Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seyen. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich Jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen; wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherley Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freyen Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und vielmehr im trocknen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herum fliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll und die Hüthe der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerley wunderliche Vor-

stellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte ausgerichtet werden kann, wenn nur viele das nämliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz seyn, die Tarantala genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, daß sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabey, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eyer aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne, oder über die kleinen Vögel?

Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut, als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu

ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die 6 Kaminen auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer, als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen einen Vorübergehenden anzureden. «Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?» Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: Kannitverstan! und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drey, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf Deutsch so viel als: Ich kann euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan, dachte er und gieng weiter. Gaß aus, Gaß ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf Deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwey einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufm rksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere heraus gewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. «Kannitverstan!»

war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherley Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bey sich selbst an, was er für ein armer Mensch sey unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannnitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wußten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorüber geht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten im Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküse: «Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen seyn, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mit geht.» — Kannnitverstan! war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht um's Herz. Armer Kannnitverstan, rief er aus, was hast du nun von allen deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannnitverstan hinabsenken in seine Ruhestatte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deut-

schen, auf die er nicht Acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannnitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

Der gesegnete Kirchgang.

Eine fromme, Gott vertrauende Mutter erzählte ihren Kindern folgende Geschichte:

In unserm Dorfe wohnte eine arme Wittwe mit 5 Kindern, die war sehr arm, und ernährte sich kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit. Es gelang ihr anfangs zwar wohl, und sie konnte jährlich von ihrem kleinen Felde ziemlich einärndten, am übrigen Hausbedarf fehlte es auch nicht gänzlich. Allein eines Jahres mißrieth die Frucht, und dazu starb ihr die einzige Kuh, die sie hatte. Da saß sie nun mit ihren fünf Kindern und hatte nichts zu brechen und zu beißen. Darüber wurde sie mißmüthig und sprach in der Ungeduld ihres Herzens: Betteln mag ich nicht, Arbeit und Fleiß nutzen mir nichts; es wäre mir besser, ich stürbe. Als sie nun so mit ihrem Kummer beschäftigt da saß, hörte sie von fern das Geläut aus dem Dorfe, und das Getön war ihr ganz erquicklich. Denn so, dachte sie, wird man mir bald zu Grabe läuten. Darauf trat ihr Töchterlein in die Kammer und sagte: Mutter, sie läuten im Dorfe; willst du nicht in die Kirche gehen? ich will das Haus wohl hüthen. Dieß sagte das gutartige Kind, weil die Mutter alle Sonntage in die Kirche gieng und fröhlicher heimzukehren pflegte, als sie weggegangen war. Die Mutter dachte bey den Worten des Kindes: Warum sollte ich nicht auch heute in die Kirche gehen in den

bösen Tagen, bin ich ja auch in den guten hingegangen? So gieng sie, obgleich mit schwerem Herzen, zur Kirche und setzte sich hinter einem Pfeiler; denn sie schämte sich ihres Unmuthes. Als das Lied anfing, konnte sie kaum mit singen vor heimlichem Weinen und ihre Thränen kaum verbergen. Der Pfarrer redete von der Liebe und Güte Gottes und jedes Wort war ihr erwecklich und rührend. Denn ihr Herz war erweicht vom Unglück und ein wohl vorbereitetes Feld, welches der Pflug zerreißt, ehe es den Saamen in sich aufnimmt. Als die Kirche aus war, gieng sie demüthigen Herzens und getröstet nach Haus und sagte: Hab' ich doch das Meinige gethan; so wird ja auch der Vater der Wittwen und Waisen wohl das Seinige thun! Und vor allem war ihr ein Sprüchlein aus der Predigt wohl zu Herzen gegangen: Durch Stilleseyn und Hoffen werdet ihr stark seyn! Der Herr, sagte sie, hat meine Thränen gesehen, Er wird sie wohl stillen, wenn es gut ist.

Aber es hatte auch ein wohlhabender Mann aus der Gemeine in der Kirche die Wittwe in ihrem Kummer bemerkt. Er hatte gedacht: sie hat ein heimliches Leiden, darum kann sie nur mit Thränen der Liebe Gottes gedenken und nicht so fröhlich nach dem Hause des Herrn gehen, wie du. Gleich hatte er sich nach ihr und ihren Umständen erkundigt.

Als nun am Abend die Wittwe mit ihren Kindern beym düstern Lampenschein saß und sie sich unter einander trösteten und sich vornahmen, fleißig zu arbeiten, sagte die Mutter: so wollen wir erst ein Geislamm aufziehen, vielleicht kommen wir auch einmal wieder zu einer Kuh. So wie sie diese Worte ausgeredet hatte, hörte sie an der Thür ein Gebrüll, wie das einer Kuh. Da wurde sie wehmüthig, denn das erinnerte sie an ihre verlorene Kuh. Sie erschraken, da es leise an der Thür klopfte; die Thür öffnete sich und es trat ein Mann herein und sagte: «Sehet, ein guter Freund schenkt euch diese Kuh und diese Säcke, nebst seinem freundschaftlichen Gruß.» Da erstaunte sie, und ehe sie fragen und danken konnte, war der Mann mit seinem Gefährten schon verschwunden; die Kuh aber stand an einen Baum gebunden, sie war

schwarz und weiß gefleckt, weit schöner, als die verlorne. Jauchzend führten sie die Kinder in den Stall und trugen mit Mühe das Korn in die Hütte; die Mutter weinte heimlich. Am andern Tage kam der Geber, ein Meier, selbst zu der Wittwe und sagte: «Ihr habt gestern in der Kirche dem Herrn eure Thränen dargebracht, dafür hat er euch getröstet. Ich war ihm lange schon ein Opfer meines Danks schuldig für seinen reichlichen Segen. So seyd so gut und nehmt es ohne Dank an, als eine Schuld, die ich gerne abtrage. Ich danke dem Herrn, daß er in der Kirche mein Herz geweckt hat, euch zu helfen.

Die Biene und die Bremse.

Eine Bremse gab einst bey der Arbeit von mehreren Bienen eine Zuschauerin ab.

«Hm! fing sie endlich an zu summen: was dieses für ein steifes, gezwungenes, langsames Geschäft ist! Zu was nützt es nun, alles so abzuzirkeln, so sorgfältig einzutheilen, so übertrieben reinlich zu machen? Ihr würdet in der Zeit, die ihr mit dieser unnöthigen Ordnung verliert, zehnmal ein- und ausfliegen können.»

«Störe uns nicht, meine Freundin! erwiederte eine Biene. Unordnung scheint nur zu fördern und ist am Ende der größte Zeitverlust. Aber die Hälfte seiner Arbeit hat derjenige gethan, der sich frühzeitig an Ordnung gewöhnt.

Die Sonne und der Wind.

Einst stritten sich die Sonne und der Wind, wer von ihnen Beyden der Stärkere sey, und man ward

einig: derjenige solle dafür gelten, der einen Wanderer, den sie eben vor sich sahen, am ersten nöthigen würde, seinen Mantel abzulegen.

Sogleich begann der Wind zu stürmen; Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte; aber immer fester und fester wickelte er sich in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte.

Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Senkrecht und kraftvoll ließ sie ihre Strahlen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter; die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte den Mantel nicht mehr länger auf seinen Schultern zu erdulden. Er warf ihn ab und erquickte sich im Schatten eines Banms, indeß die Sonne sich ihres Siegs erfreute.

Der Staar und die Ringeltaube.

Der Pfau bekam in seiner Laube
Vom Staar und von der Ringeltaube,
Als Schutzherr, einen Staatsbesuch.
Der Pfau begegnete dem Paare
Mit vieler Huld, zumal dem Staare.
Kein Wunder; wie ein Ritterbuch
Sprach dieser zum Gesell'n der Götter,
Dem er verschmitzt den Kutzen strich.
Die Taube schwieg. Das Paar entwich.
Der Staar warf noch dem hohen Vetter
Zehn Knickse zu. Dann wandt' er sich
Zum Täubchen: Gott behüte mich.
Der Pfau ist doch nicht auszustehen!
Ich kann nicht ohne stillen Graus
Des Gecken eckle Füße sehen,
Und fängt er vollends an zu krähen,
So bricht mir gar der Angstschweiß aus.

„Ich habe nicht darauf geachtet,
Versetzt die Taube; stumm entzückt
Hab' ich den edlen Wuchs betrachtet,
Womit ihn die Natur beglückt.

Wer wird von seinem Kleid nicht angezogen?
Die Blumen und der Regenbogen
Sind kaum so prächtig ausgeschmückt."
Hier unterbrach die gute Seele
Sich selber. Fort war Junker Staar.
Die Bosheit nimmt nur unsre Fehle,
Die Unschuld nur das Gute wahr.

Die besonnene Müllerin.

Zwischen Ems und Wels in Oesterreich auf einer einsamen Mühle lebte ein Müller, der war an einem Sonntag Morgen, nach üblicher Weise, mit allen seinen Knechten in die Kirche gegangen und nur seine Frau, die ihre Niederkunft bald erwartete, daheim geblieben. Als die Müllerin so allein saß, kam die Hebamme, gleichsam zum Besuch, zu sehen, wie es mit ihr stehe. Die Müllerin war ihr freundlich, trug etwas auf und sie setzten sich zusammen an den Tisch. Während sie aßen, ließ die Hebamme das Messer fallen und sprach: «Hebt mir einmal das Messer auf.» «Ey, antwortete die Müllerin, ihr redet wunderlich, ihr wißt doch, daß mir das Bücken saurer wird, als euch!» Doch ließ sie's hingehen, hob das Messer auf, reichte es ihr, und wie sie es reichte, noch im Bücken, faßte die Hebamme das Messer in die Faust, zuckte und sprach: «nun gebt mir euer Geld, das baar bey euch liegt, oder ich stech euch die kalte Klinge in die Brust!» Die Müllerin erschrak, faßte sich aber und sagte: «kommt mit hinüber in die Kammer, da liegt im Schrank, was wir haben, und nehmt's.» Die Hebamme folgte ihr, nahm das Geld aus dem Schrank, und weil es ihrer Habsucht nicht genug war, suchte sich noch weiter in andern Gefäßern. Diesen Augenblick benutzte die Müllerin, trat schnell hinaus und schloß die Thüre fest zu, und da vor den Fenstern starke eiserne Gitter standen, so war die Hebamme in der Kammer eingefangen. Nun rief die Frau ihr siebenjähriges Söhnlein und sprach: «eil' dich

und lauf zum Vater in der Kirche, ich bät' ihn, eilends mit seinen Knechten heimzukommen, ich wäre in großer Gefahr.» Das Kind lief fort, aber nicht weit von der Mühle traf es auf den Mann der Hebamme, der verabredetermaßen kam, den Raub fortzutragen. Als er das Kind sah, faßte er's und riß es mit sich zur Mühle zurück. Die Müllerin, die ihren Mann erwartend, am Fenster stand, sah ihn kommen, verschloß alsbald die Hausthüre und schob alle Riegel vor. Als der Mann heran war, rief er, sie sollte ihm die Thüre öffnen, und, da sie es nicht that, stieß er wüthend dagegen und hoffte sie einzutreten. Die Müllerin schrie nun mit allen Kräften zu einem Fenster hinaus nach Hülfe, aber, weil die Mühle zu fern, auch mit Gebüsch umwachsen lag, ward sie von Niemand gehört. Indeß wich die Thüre den Stößen des Mannes nicht und da er sah, in welche Gefahr er und seine Frau gerathe, wenn er sich so lange aufhalte, bis der Müller aus der Kirche komme, zog er sein Messer und rief der Müllerin: «wo ihr nicht gleich öffnet, so stech ich das Kind vor eueren Augen nieder und zünde die Mühle euch über dem Kopfe an; faßte auch das Kind, daß es laut zu schreien anfing. Da eilte die Müllerin und wollte die Thüre öffnen, aber wie sie davor stand, gieng ihr der Gedanke durch's Herz, daß der Mörder sie nur herauslocken wolle, um sie selbst und mit ihr das Kind in ihrem Leibe zu tödten, so daß sie ein paar Augenblicke schwankte. Der Mann zauderte nicht, stach dem Knaben das Messer in die Brust, lief dann um die Mühle und suchte einen Eingang. Da fiel der Müllerin, die von dem allen nichts wußte, ein, sie wollte die Räder in Bewegung setzen, vielleicht lockte das am Sonntag ungewöhnliche Klappern Menschen zu ihrer Hülfe herbey. Der Mörder aber wollte gerade durch das stehende Rad in die Mühle sich eindrängen, hatte eben den Fuß auf eine Speiche gesetzt, und wäre ohne Zweifel hineingeschlüpft, als in dem nämlichen Augenblick, nach Gottes wundervoller Schickung, das losgelassene Rad anhub sich zu drehen, ihn hinunterschlug und jämmerlich zermalmte.

Bald darauf kam der Müller mit seinen Knechten heim. Als er die Kammer aufschloß, worin die Heb-

amme gefangen war, lag sie todt auf der Erde und war vor Angst und Schrecken vom Schlag gerührt.

Johanna Sebus.

(Zum Andenken der 17jährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809. bey dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend untergieng.)

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spielen, die Fläche saust
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossen, drey arme Kind! —
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“ —
„Zum Bühle, da rettet Euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl' ist's noch trocken und wenige Schritt';
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“
Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sicheres Land,
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? wohin? die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willst du hinein?“
„Sie sollen und müssen gerettet seyn!“
Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!
Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund
Das Horn der Ziege faßt das Ein'
So sollten sie alle verloren seyn!

Schön Suschen steht noch stark und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn;
Kein Schifflein schwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel auf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf!
  Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
  Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist Alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, — das Land erscheint
Und überall wird Schön Suschen beweint. —
Und dem sey, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt.

Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12ten Januar des Jahrs 1807. — Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland und hatte vor diesem Tag eilftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein: «Das wallt' Gott», der Andere ließ es seyn, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit 70. Fäßern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beysammen in der Abendschule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshaus beym Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Mor-

gen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall, das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft und in einem Augenblick (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah) waren ganze lange Ga... n voll Häuser mit allem, was darin wohnte und l... e, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammen ... türzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Mensc... wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drey Schulhäuser giengen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil die Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein nahmhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie in's Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

Der Mensch in Kälte und Hitze.

Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennen lernen, als sich selbst und seine Natur; und mancher, der bey uns an einem heißen Sommertage fast verschmachten will oder im kalten Januar sich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr.

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen sie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und sind nicht von gleicher Dauer. Es giebt Gegenden, wo der Winter den größten Theil des ganzen Jahres Herr und Meister ist und entsetzlich streng regiert, wo das Wasser in den Seen 10. Schuh tief gefriert, und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, sondern nur einige Schuh tief, aufthaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr scheint und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum giebt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis im Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerträglich seyn muß, zumal wo es tief im Lande an Gebirgen und großen Flüssen fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde hinab wirft. Es muß daher an beyderley Orten auch noch manches anders seyn, als bey uns, und doch leben und wohnen Menschen, wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat sich von selber so weit über die Erde ausgebreitet, als der Mensch. Die kalten und heißen Gegenden habe ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freywillig nie verlassen. Nur sehr wenige, die der Mensch mitgenommen hat, sind im Stande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigste Kälte in der andern auszuhalten. Auch diese leiden sehr dabey und die andern verschmachten oder erfrieren oder sie verhungern, weil sie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die stärksten

Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, sondern sie bleiben in der Gegend, für welche sie geschaffen sind, und selbst die Tanne und die Eiche verwandeln sich in den kältesten Ländern in ein niedriges unscheinbares Gesträuch und Gestrippe auf dem ebenen Boden, wie wir's auf unsern hohen, kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Mensch hat sich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges Wesen fortkommen kann, ist überall daheim, liebt in den heißesten und kältesten Gegenden sein Vaterland und Heimath, in der er geboren ist, und wenn ihr einen Wilden, wie man sie nennt, in eine mildere oder schönere Gegend bringt, so mag er dort nicht leben und nicht glücklich seyn. So ist der Mensch. Seine Natur richtet sich allmählig und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch seine Vernunft seinen Aufenthalt einzurichten und so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das muß der Schöpfer gemeint haben, als er über das menschliche Geschlecht seinen Segen aussprach. «Seyd fruchtbar und mehret euch und erfüllet (oder bevölkert) die Erde, und machet sie euch unterthan.»

Ich will jetzt einige Beyspiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menschen aushalten können.

Zu Jeniseisk in Siberien, trat einst im Januar 1735. eine solche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis und doch leben Menschen dort.

Zu Krassimiarsk, ebenfalls in Siberien, wurde im Jahr 1772. den 7. Dezember die Kälte so heftig, daß eine Schale voll Quecksilber, welches man in die freye Luft setzte, in ein festes Metall zusammengefror. Man konnte es wie Bley biegen und hämmern und doch hielten es Menschen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einst die Engländer in Nordamerika an der Hudsonsbay. Da fror ihnen selbst in den geheitzten Stuben der Branntwein in Eis zusammen. Sie konnten ihn nicht flüssig erhalten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben

mit glühenden Kanonenkugeln und die starke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettstätten mit Eis und Duft überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nämliche Menschennatur aushalten kann, das sehen wir schon an unsern Feuerarbeitern, zum Beyspiel in Glashütten, Eisenschmelzen, Hammerschmieden, wo die Leute sich durch schwere Arbeit noch mehr erhitzen müssen. In Breitlingen, das ist eine Erzgrube am Tammelsberg in Sachsen, mußte das feste Gestein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da sind nun viele schwefligte Theile und Dünste, die in Entzündung gerathen und eine so erstaunliche und unerträgliche Hitze verursachen, daß die Bergleute selbst noch den Tag nach der Löschung des Feuers nackt arbeiten und alle Stunde einhalten und sich wieder abkühlen müssen.

Manche Personen, die in Krankheiten viel auf's Schwitzen halten, kriechen in einen heiß-dünstigen Backofen, wenn das Brod herausgekommen ist, lassen nur so viel Oeffnung zu, als zum Athemholen nöthig ist und schwitzen so nach Herzenslust. Das mag nun freylich nicht viel nützen und ein vernünftiger Arzt wird es nicht groß loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr so unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer ließen einst ein kleines Zimmer so stark erhitzen als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft fast der Hitze des kochenden Wassers gleich. Und doch hielten dieselben sie 10. Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beschwerden. Einer von ihnen trieb den Versuch noch weiter. In einer Hitze, wo frische Eyer in 10. Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er 8. Minuten aus.

Das war nun freylich eine gemachte künstliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es an manchen Orten nicht viel besser. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein so trockener und heißer Wind von den Sandküsten her, daß die Blätter an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich versengt werden und abdorren. Menschen, die alsdann im Freyen sind, müssen sich ohne

Verzug mit dem Gesichte auf die Erde niederlegen, damit sie nicht ersticken und haben gleichwohl noch viel dabey auszustehen. Selbst in geschlossenen Zimmern kann man sich vor Mattigkeit fast nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl übersteht man es, wenn man vorsichtig ist und Erfahrungen benutzt.

Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zufrieden seyn daheim, wenn sonst schon nicht alles ist, wie man gerne möchte.

Unser Herr am Gotteskasten.

„Als noch verkannt und sehr gering
Unser Herr auf Erden gieng,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,"

kam er einst zu Jerusalem in dem Tempel an die Stelle hin, wo der Gotteskasten stand, dem die Gaben zum Troste der Armuth eingelegt wurden. Hier wollte er ansehen, wie die Menschen die Barmherzigkeit, jene Tugend, welche er selbst so innig liebte, in Ausübung brächten. Er setzte sich, um ruhig beobachten zu können, etwas entfernt dem Gotteskasten gegenüber. — Da kam die Gemahlin des Hohenpriesters und legte mit vornehmer Miene einige Goldstücke hinein, und gieng vorbey. — Da kamen langbärtig und mit sauern Gesichtern einige von denen, welche der Wittwen Häuser fraßen, aber sehr gewissenhaft den Kümmel verzehndeten. Sie legten viele Silberlinge hinein und ihr stechender Blick, nach Beyfall des Volkes und nach Lobe spähend, fragte mit einer Art von Hohn den Propheten von Nazareth: sind wir nicht eben so barmherzig, wie du? — Einige von dem Hofgesinde des Herodes gaben, weil für eigene Bedürfnisse ihr Gehalt nicht hinreichend seyn wollte, zwar weniger, aber doch des gu-

ten Anstandes wegen zwey Drittheile mehr, als die Barmherzigkeit ihnen abgedrungen hätte. — Ein wohlbeleibter Oel- und Wollenhändler, der zwar geizig, aber gewohnt war, reiche Olivenärnten und ergiebige Schafschuren für einen Segen des Gottes Israels zu halten, gab eine beträchtliche Gabe, um in dem nächsten Jahre sie mit Hundert vom Hundert aus der Hand des Allmächtigen zurück zu erhalten. —

Endlich kam gebückt und langsam ein altes Mütterchen herangeschlichen, das mit Mühe den Tempelberg hinaufgestiegen war. Es nahete dem Gotteskasten, ohne sich nach Menschen umzusehen; denn seit vielen Jahren sah kein Mensch nach ihm sich um. Aus einem aufgewickelten Knoten seines Kleides zog es jetzt zwey elende Kupferpfennige hervor und ließ sie in die Spalte des Kastens hinabfallen zu den Goldstücken und Silberlingen, welche der Kupferpfennige sich geschämt haben würden, wenn sie Menschen gewesen wären. —

Der vornehme Aufseher des Gotteskastens, in der Nähe stehend, rümpfelte über die armselige Gabe und über die Geberin zugleich seine Nase. — Das thaten auch ein paar junge Hebräer, reiche Herrn von der Schule der Sadduzäer, denen alle Gottesverehrung lächerlich war und die nur hergekommen, um die Vorübergehenden zu begaffen. Sie lachten mit leichtsinnigem Spotte über die Alte. — Selbst die Apostel des Herrn sahen mit Gleichgültigkeit auf das Thun der Wittwe und aus Judas des Ischarioten Auge blitzte Geringschätzung.

In stiller Größe saß Jesus von Nazareth da. Mit wehmüthigem Ernste bemerkte er alles, was vorgieng und liebreiche Wärme drückten seine auf die Wittwe gerichteten Blicke und sein Lächeln aus. Mit der ihm eigenen Würde wendete er sich an Petrus und an seine Freunde:

«Wißt ihr, wer am meisten gegeben hat in den Schatz Gottes? Es ist nicht die erhabene Oberpriesterin; — es sind nicht die stolzen Pharisäer, nicht die zierlichen Hofleute; — es ist nicht der reiche Wollenhändler! Sie gaben ohne Liebe; sie gaben aus unrei-

ner Absicht, und von ihrem großen Ueberflusse, ohne sich selbst etwas zu versagen. — Aber die, diese Wittwe, selber arm, selbst entbehrend, dachte diesen Morgen liebevoll in ihrem Kämmerlein: es könnte noch ärmere, noch leidendere geben, als ich es bin! Ich will die zwey Heller, die für mein Frühstück bestimmt waren, hinauftragen in das Haus des Gottes Israels und in seinen Kasten legen zur Erquickung meiner dürftigen Brüder. — Das ist Liebe! Das ist Tugend! Und Gaben also gegeben, sind köstlich vor meinem himmlischen Vater. — Diese Wittwe hat mehr gegeben als die Andern alle!» —

Zu dem Evangelium vom Pharisäer und Zöllner.

Die Glocken läuteten und es zogen die Leute in ihren schönen Sonntagskleidern in die Kirche und sangen und beteten. Ein Mensch aber aus der Gemeinde, der einen schlechten Wandel geführt und viele Sünden vor Gott und Menschen gethan hatte, fühlte auch ein Verlangen nach Gott, um ihn um Vergebung anzuflehen. Er hatte kein Sonntagskleid mehr, und so sehr er sich auch nach der lieben Kirche sehnte, so ward ihm doch angst und bange, weil er sie und ihre Predigt verachtet hatte. Auch fürchtete er sich vor dem Aufruhr, den er unter der Versammlung machen würde.

Als nun alle in der Kirche waren, da schlich er sich leise an die Thüren und horchte auf den Gesang, den der Christen Mund im Heiligthum angestimmt hatte. Nun kam sein Sündergefühl, das ihn überwältigte und ihn der Verdammniß werth anklagte. In dieser Herzenspein fiel er auf seine Kniee und schluchzte unter unzähligen Thränen: «Gott sey mir armen Sünder gnädig!» Wahrlich, ich sage euch, diese Seele war in

der rechten Kirche gewesen und gieng hin gerechtfertiget vor Vielen, die da sangen und beteten.

Brod und Salz segnet Gott.

Es ist ein gemeiner Brauch unter uns Deutschen, daß der, welcher eine Gasterey hält, nach der Mahlzeit sagt: «Es ist nicht viel zum Besten gewesen, nehmt so vorlieb.» Nun trug es sich zu, daß ein Fürst auf der Jagd war, einem Wild nacheilte, und so von seinen Dienern abkam, also daß er einen Tag und eine Nacht im Walde herumirrte. Endlich gelangte er zu einer Köhlerhütte und der Eigenthümer stand in der Thüre. Da sprach der Fürst, weil ihn hungerte: «Glück zu, Mann! was hast du zum Besten?» Der Köhler antwortete: «Ich habe Gott und immerdar genug!» — «So gieb her, was du hast,» sprach der Fürst. Da gieng der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brod, in der andern einen Teller mit Salz, das nahm der Fürst und aß, denn er war hungrig. Er wollte gern dankbar seyn, aber er hatte kein Geld bey sich; darum löste er den Steigbügel ab, der von Silber war, und gab ihn dem Köhler; dann bat er ihn, er möchte ihn wieder auf den rechten Weg bringen, was auch geschah.

Als der Fürst heimgekommen war, sandte er Diener aus, die mußten diesen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geschenkten Steigbügel mit; der Fürst hieß ihn willkommen und zu Tische sitzen, auch getrost seyn, es sollt' ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Essen fragte der Fürst: «Mann, es ist dieser Tage ein Herr bey dir gewesen; sieh herum, ist derselbe hier mit über der Tafel?» — Der Köhler antwortete: «Mich däucht, ihr seyd es wohl selber?» zog damit den Steigbügel hervor und sprach weiter: «Wollt ihr das Ding wieder haben?» — «Nein! antwortete der Fürst, das

soll dir geschenkt seyn, laß dir's nur schmecken und sey lustig.» Wie die Mahlzeit geschehen und man aufgestanden war, gieng der Fürst zu dem Köhler, schlug ihn auf die Schulter und sprach: «Nun, Mann, nimm so vorlieb, es ist nicht viel zum Besten gewesen.» Da zitterte der Köhler, der Fürst fragte ihn, warum? Er antwortete, er dürfe es nicht sagen. Als aber der Fürst darauf bestand, sprach er: «Ach, Herr! als ihr sagtet, es wäre nicht viel zum Besten gewesen, da stand der Teufel leibhaft neben euch!» — Ist das wahr, sagte der Fürst, so will ich dir auch sagen, was ich gesehen. Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum Besten hättest und du antwortetest: «Gott und allgenug!» Da sah ich einen Engel Gottes hinter dir stehen. Darum aß ich von dem Brod und Salz und war zufrieden; will auch künftig nicht mehr sagen, daß nicht viel zum Besten gewesen.

Spinnerlied.

Spinne, Mägdlein, spinn'!
So wachsen dir die Sinn',
Wachsen dir die gelben Haar',
Kommen dir die klugen Jahr'!

Ehr', Mägdlein, ehr'
Die alte Spinnkunst sehr;
Adam hackt' und Eva spann,
Zeigen uns die rechte Bahn.

Sing', Mägdlein, sing'
Und sey fein guter Ding';
Fang' dein Spinnen lustig an,
Mach' ein gutes End' daran.

Lern', Mägdlein, lern',
So hast du Glück und Stern;
Lerne bey dem Spinnen fort
Gottesfurcht und Gotteswort.

Lob, Mägdlein, lob',
Dem Schöpfer halte Prob',
Daß dir Glaub' und Hoffnung wachs,
Wie dein Garn und wie dein Flachs.

Dank, Mägdlein, dank'
Dem Herrn, daß du nicht krank,
Daß du kannst fein oft und viel
Treiben dieses Rockenspiel.

Die Spinne an's Mägdlein.

Günstig sind die Sterne,
Glück weht her von ferne:
Spinne, Mägdlein, spinne!
Fleiß hat Segen inne,
Spinne du so fein,
Als die Fäden mein!

Die Spinnkunst.

In der Vorzeit waren der gebietende und dienende Stand nicht so schroff geschieden, wie bey uns, sondern einander näher gerückt durch das Familienleben. Die Frau besorgte das Hauswesen, daher der Ehrenname: Hausfrau, Hausmutter, der seine schöne ursprüngliche Bedeutung wohl noch nicht ganz, aber leider meistentheils, verloren hat.

Eginhard berichtet von Karl dem Großen, daß er seine Töchter fleißig zum Nähen, Spinnen und Weben angehalten habe. Auch verordnete dieser Kaiser, es solle in den Frauenhäusern auf den Meiereyen nie an Wolle, Leinen, Scharlachwürmern, Waid, Seife, Salben und dergleichen fehlen.

Luitgard, die Tochter Kaiser Otto's I. hatte eine silberne Kunkel, die nach ihrem Tode in's Stift des heiligen Albanus bey Mainz kam, und die Kaiserin Kunigunde verfertigte sich ihre Wittwenkleider.

Ueberhaupt lag im Mittelalter die Bekleidung der Hausgenossen den Frauen ob, und daher entstand die Gewohnheit, daß an gewissen Tagen, wie Weyhnachten, Ostern, Pfingsten u. s. w. den Dienstmannen bey Hofe Kleider ausgetheilt wurden. Später gab man diese Kleider in der Farbe des Hauswappens und daher kamen die Livreyen und Uniformen auf.

Bertha von Burgund, die Tochter des allemanischen Herzogs Burkhard, verfertigte die Kleider ihres Gemahls mit eigener Hand. Als aber eine andere Zeit anbrach und die Arbeit für unschicklich gehalten wurde, so soll das Sprichwort entstanden seyn: «Die Zeit ist nicht mehr, da die Bertha spann!»

Man hat jedoch von der Entstehung dieses Sprichworts noch eine andere gar anmuthige Geschichte: «In dem Dorfe Montagna, nicht weit von Padua, lebte einst eine junge Bäuerin, Bertha mit Namen. Das Mägdlein war schön und von ehrbarem Wandel, und im Spinnen that es ihr keine im Dorfe zuvor. Eines Tages trug sie ihr Garn auf den Markt nach Padua zum Verkauf, doch wollte ihr kein Mensch den Preis bezahlen, den sie dafür verlangte. Allein Bertha hatte den Kopf darauf gesetzt, so viel — und keinen Heller weniger. Es traf sich aber, daß um dieselbe Zeit Kaiser Heinrich IV. mit seiner Gemahlin in Padua verweilte. Wohlan, sagte Bertha, wenn mir Niemand giebt, was mein Garn werth ist, so will ich's der Kaiserin zum Geschenk machen! Sie hat gewiß nie einen so reinen, schönen Faden gesehen. — So geschah es auch und die Kaiserin nahm die Gabe freundlich auf und hatte ihre Freude an dem schönen Gespinnst. Der Kaiser, welcher dazu kam, zeigte gleichfalls sein Wohlgefallen, that mancherley Fragen an das schmucke Mägdlein, gab ihr hierauf das Garn zurück und sagte: Geh' heim, und binde den Faden an deinem Hause an und umziehe damit so vieles Land, als du kannst; dieß Alles schenk' ich dir. — Bertha that nach dem Wort des Kaisers und gewann eine große Besitzung, und sie wurde nach-

her die Stammmutter der Edeln von Montagna. Wenn in der Folge die Mädchen aus Montagna vom Markte heimkehrten und sich einander fragten, was sie für ihr Gespinnste gelöst, dann gedachten sie der glücklichen Bertha und sagten: Die Zeit ist nicht mehr, da die Bertha spann!»

Der Vogelschlag.

Personen:

Konrad, ein Bauer.
Else oder Elisabeth, seine Frau.
Hänschen,
Benzli (Benedict),
Kläusi (Niklaus),
Gretli (Margareth),
} ihre Kinder von 13 bis zu 8 Jahren.
Ein Greis.

Erster Auftritt.

(Neben der Thür eines schweizerischen Bauernhauses, auf einer Bank, sitzt Mutter Else und buttert. Auf der Erde spielen die drey Kinder Benzli, Kläusi und Gretli.)

Else.

Jetzt seyd ihr ordentlich, Kinder! daß ihr so still seyd und nicht über Zäun' und Stöcke springt. Ich werd' es dem Vater zu rühmen wissen, wenn er von der Arbeit kömmt.

Benzli.

Ja Mutter! wir fahren zu Berg.

Else.

Ey wohl! und womit denn, Kleiner?

Benzli.

Wir haben Kühe, Geise und Schafe! Gretli darf zusehen. Kläusi ist der Hirtenbub, und ich bin der Senn.

Kläusi.

Sieh nur Mutter, sieh! der Sandhaufen ist die Alp, und wir haben von Schindeln zwey Staffeln gebaut. Die gelben Steine sind Kühe, die weißen sind Schafe, die grauen sind Ziegen. Da fahren sie Berg auf und jetzt wollen wir den Kuhreigen singen.

(Die drey Kinder singen ein Gesätz des Kuhreigens.)

Else.

Recht so Kinderchen! Singt nur fort und fahret zur Alp und hirtet eins, so lang ihr Kinder seyd. Einmal groß, wird nicht viel daraus werden. Es giebt dann härtere Arbeit für euch und ihr fahret wohl nicht zu Berg.

Benzli.

Ey warum nicht Mutter? Ich will ein Sennhirt werden.

Else.

Ein Sennhirt, Benz! Du, ein Sennhirt? Und willst du da Steine treiben zu Berg? ... Die gelben sind die Kühe; die weißen —

Benzli.

Ach, lach' uns nicht aus, Mutter! Es wird schon eine Zeit kommen, daß ich erwachsen bin, daß ich Kühe treibe, die Milch geben, daß ich —

Else.

Daß du ein armer Bau'rsmann bist, wie dein Vater! und weiter nichts, und dein Brot verdienst mit dem Karst.

Benzli.

O, nein! Ich will ein Hirtenbub werden, und reich

werden und ein Sennthum führen. Bey dem alten Ammann will ich Hirtenbub werden, und wenn er stirbt, so läßt er Röschen, seinem Mägdlein, alle Heerden zurück, und Röschen hat mir schon gesagt, ich soll sein Küher werden und wir halten die Heerde dann gemein.

Else.

Potz! Potz! Das geht hoch hinaus, mein guter Benz! Setz' dir nur erst solche Flausen in den Kopf, so kannst du in rechte Händel kommen.

Gretli.

O, Mutter! das wäre aber doch recht schön, wenn's so käme!

Else.

Ach Kinder! Kinder! seyd zufrieden mit wenigem, lernet was Tüchtiges, arbeitet wie der Vater! und Gott wird sorgen, daß ihr werdet, was sich schicken mag.

Kläusi.

Aber jetzt, Mütterchen! sind wir grausam müde, haben das Vieh getrieben und sind auf die Alp geklettert, und möchten auch was für den Hunger und den Durst, die uns jämmerlich plagen.

Else.

Ah ihr kleinen Lecker! Arbeit im Spaß, und Erfrischung im Ernst! Geht in die Stadt, und setzt euch zu reichen Faullenzern hin, die treiben's just also.

Gretli.

Aber es ist doch Zeit zum Abendbrod, Mutter! und da wollen wir's essen für unsern Hirtenlohn.

Else.

Gut, Gut! Wenn ihr das in euern Köpfchen zusammendenkt und künftig mit arbeitsamen Fäusten zusammenhängt, so wird's noch etwas werden! Geht

hinein, ihr Näscher! Die Aepfel und das Brot sind gerüstet: jedem sein Häuflein der Ordnung nach! Und zanket nicht!

Zweyter Auftritt.

Die Mutter, (allein).

Else.

(Sie ruft den Kindern nach in das Haus.) Aber gebt Acht Kinder, und laßt ein Häufchen unberührt. Es gehört Hänschen, wenn er mit den Ziegen nach Hause kehrt!

Die Kinder.

(Rufen hinaus.) Wir wissen's schon! wir wissen's schon! Er soll das größte haben! — Lass' uns nur machen, Mütterlein!

Else.

Welche Zufriedenheit der muntern Geschöpfe! und doch schon Saame genug zum Leiden des Lebens. Will der Knabe da nicht Hirt werden bey dem Ammann! — Ach, so ward es mein Mann bey meinem Vater, und wie viel Unglück entstand daraus! — Zwar Unglück? — Armuth, freylich! — Aber ist denn Geld so ein Glück! — Wenn mein Vater auch arm gewesen wäre und nicht meinen Mann verachtet hätte — und wir wären bey ihm geblieben, wie froh und heiter müßte sein Lebensende geworden seyn. Doch im Himmel droben zürnst du mir nicht mehr, Vater! Du siehst ja wohl einmal auf uns nieder, und siehst, daß ich vergnügt bin, und mit Wenigerm vergnügt, als du es für nöthig gehalten. — Armer Vater in deinem Reichthum! (Sie legt nachdenkend ihr Haupt in die Hand.)

Dritter Auftritt.

Mutter Else. Ein Greis mit einem Vogelschlag unter dem Arm, in welchem ein Vogel.

Der Greis.

(Kommt langsam und gebeugt an seinem Hackenstock, sieht schweigend eine Zeitlang die Mutter an und grüßet sodann.) Segn' euch Gott, liebe Nachbarin, und geb' euch einen schönen guten Abend! Ihr seyd ein bischen fleißig noch in der Feyerstunde.

Else.

(Aufstehend.) Fleißig? (Lächelnd.) Ja, schön fleißig! Jetzt eben nicht, guter Freund! Kommen mir da Gedanken, daß ich mein Butterfaß vor den Augen vergesse. Was ist euch lieb, Wandersmann?

Der Greis.

Ruhe, Ruhe und Schlaf wäre mir lieb, gute Nachbarin! Ein Bündelein Stroh zum Nachtlager nach einem sauren Gang und allenfalls ein Stücklein Brod, ein Schluck Milch zum Abendessen.

Else.

Das kann euch wohl werden, armer Mann! Setzt euch hier auf die Bank! Ihr seyd müd' und traget einen Reisesack und einen Vogelschlag. Das ist zu viel in euerem Alter.

Der Greis.

O, ich habe mehr getragen schon! Man wird nicht zu alt in diesem Leben ohne der Lasten viele und schwere, sehr schwere, auf sich zu nehmen.

Else.

Ach ja wohl! und oft bekömmt man sein Bürdlein in der Jugend schon. — Macht es euch leicht, guter Mann! Setzt den Vogelschlag auf den Stock hierneben! Ist das nicht ein Zeisig, der drinnen steckt? Laßt mich doch sehen ein wenig! Die Singvögelein sind mir gar zu besonders lieb. (Sie nimmt den Vogelschlag vor sich.)

Der Greis.

Verdienen's auch, verdienen's! Das lobt den Schöpfer noch recht in Unschuld und könnt' uns ein schönes Beyspiel seyn! Nehmet den Schlag und den Zeisig dazu, liebe Frau! Ihr habt doch wohl Kinder, denen das Freude macht! — Und laßt mir einen Trunk Milch dafür reichen.

Else.

Ey! wie so unbedacht ich bin! Schwatze da und gaffe den Vogel an und vergesse gleich eure Bitte, wie ein blödes Katechismus-Kind, darob.

Der Greis.

Plaget euch nicht deswegen, Nachbarin! Ich komme von Weitem her und bin heiß geworden. Laßt mich auf dem hübschen Abendsitz erst ein wenig verkühlen, daß mir der frische Trunk nicht Schaden thue!

Else.

Auch recht! auch recht! Die Milch ist jeden Augenblick bereit. Habt ihr euch dann gelabet, Nachbar, so mögt ihr wohl auch ein Plätzchen zur Nachtherberge finden bey uns. Mein Mann wird es sicher mit Freuden gestatten.

Der Greis.

Habt Dank, gute Frau! und Gott selber lohn' es euch! Ich sollte zwar noch weiter zieh'n; es giebt aber nicht überall so barmherzige Leute, wie der Himmel sie mir hier beschert. Was ich davon vergelten kann, will ich gern vergelten.

Else.

Das fragt sich nun und nimmermehr! Wollet ihr Morgen etwas thun, und habt ihr eure Rückkehr durch unser Dorf zu nehmen, so laßt uns den Vogelschlag da, bis ihr des Weges wiederkehrt; und indeß können sich meine Kinder darob erfreu'n. Im Uebrigen seyd unser Gast, so lange ihr möget! Ich bin auch gewandert mit meinem Manne. Wir haben dem lieben Gott noch vie-

les abzutragen, das er von guten Leuten uns hat zukommen lassen. Es war eine herbe Zeit.

Der Greis.

Ach freylich, der — gezwungen ist zu wandern — und wer andere zwingt, daß sie wandern müssen — die sind beyde wohl übel berathen!

Else.

Ja wohl! ja wohl! Es liegt ein großes und schweres von meinem Leben in dem Worte, das ihr ausgesprochen. — Aber vergess' ich denn wieder die Milch! Wartet nur einen Augenblick noch, und laßt meine Kinder inzwischen das Vögelein beseh'n! (Ruft in das Haus). Kinder! Kinder kommt und seht einen niedlichen Vogel an!

Der Greis.

(Steht auf und nimmt den Vogelschlag unter den Arm.) Ich will mich an's Licht stellen damit, auf daß sie besser sehen können!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Benzli, Kläusi u. Gretli aus dem Hause hereilend.

Alle.

Wo, Mutter, wo? Was ist es für ein Vogel? (Die Kinder umgeben den Greis.)

Der Greis.

Seht, liebe Kinder, ein Zeisig ist's, hier in dem Vogelschlage! Hat naschen wollen, just wie die Kinder pflegen, und ist nun ertappt dafür.

Die Kinder.

(Durcheinander um den Alten herhüpfend.) O schöner, schöner Vogel! Wer hat ihn wohl gefangen? o hätten

wir ihn eigen, den Zeisig! Ist er für uns, lieber Mann? Was willst du denn machen damit?

Else.

Seyd ordentlich, Kinder, gegen den guten Nachbar und fraget ihn nicht so viel; er ist müde, laßt ihn sitzen und verderbet ihm nichts! Ich gehe hinein eine Schüssel Milch zu holen. Haltet euch freundlich und gebet dem Vögelein ein paar Krümchen von eurem Abendbrot! (Sie geht hinein mit dem Butterfasse.)

Fünfter Auftritt.

Der Greis. Die drey Kinder.

Der Greis.

So laßt mich denn wieder Platz nehmen, meine Kleinen und stellt euch rings um mich her! Ich bin müder, als ich mir eingebildet. (Er sitzt und hält den Schlag auf seinem Schooß.) Da könnt ihr doch noch leidlich ihn sehen, den zwitschernden Flieg-in's-Holz. Nicht wahr, den solltet ihr behalten können.

Benzli.

O! die Mutter wird ihn uns kaufen, und wir sammeln Beeren dafür, bis wir alles zurück erstattet; und dann ist er unser, so lang wir ihn füttern wollen, und wollen wir nicht mehr, so machen wir ihm den Käfig auf und lassen ihn wieder dem Walde zu.

(Die Kinder stehen um den Alten her und geben dem Zeisig Brot durch das Gitterwerk des Vogelschlags.)

Der Greis.

Ja, was möchtet ihr mir aber geben für das muntere Thier? Es könnte mir doch viele Freude machen mit seinem Gesang.

Gretli.

O nicht so gar viel, Großvater! Ihr seyd ja ganz allein, und habt nur Freude für Einen. Wir hingegen sind sechs in unserm Hause, und haben also mehr — mehr — gar schrecklich viel mehr Freude an dem Zeisiglein.

Kläusi.

Du mußt nicht sagen Großvater, Gretchen! Wir haben ja keinen mehr.

Gretli.

Ey, er war ein alter, guter Mann, der Großvater, — mit einem grauen Bart, das hat die Mutter mir oft gesagt; und siehst du nicht wie dieser Mann so grau und bärtig ist? Wenn du aber auch gut wärest, Großvater! so schenktest du uns das Vöglein. Die Mutter braucht des Geldes noch sonst vielleicht.

Benzli.

Warum nicht gar schenken, Schwesterchen! Man schenkt denen, die man lieb hat, aber nicht den Fremden.

Gretli.

O, wir sind ja keine Fremden, die Leute kennen uns gut genug, und sie haben uns alle lieb! Der Großvater gewiß auch. (Schmeichelnd.) Nicht wahr, Väterchen! Du kennst uns schon? Du hast uns lieb? Wir wollen dir nie etwas zuwider thun.

Der Greis.

(Bewegt.) Freylich, freylich hab' ich euch lieb. Ihr solltet mein seyn, Kinder! Ach und ihr könntet's seyn!

Gretli.

Ja, wenn wir nicht schon des Vaters wären! Der giebt uns nicht für tausend, hundert tausend Kronen weg, und wir wollen's auch nicht.

Der Greis.

Nun seht, Kinder! da der Vogel mir doch Freude macht, so geb' ich ihn anders nicht, als daß ihr mir bringt dafür, was mir auch Freude kann machen; und dann soll er euer seyn, mitsammt dem Vogelschlag.

Alle.

(In die Hausthüre eilend.) Potz Welt, tausend, wie schön! Wollen dir bringen, was wir nur auftreiben können.

Sechster Auftritt.

Der Greis, (allein).

(Langsam und abgebrochen.) Gottlob! Gottlob! so giebt es doch noch Liebe in der Welt. Ich dachte sie sey gen Himmel entflohen für ewig. Meine Tochter, mein Weib, meine Nachbarin. — Ach, Gott vergeb' es ihnen! sie zeigten mir keine mehr. — Diese Kinder sind so gut und hängen sich so freundlich an mich an! Warum dürfen das nicht meine geliebten Enkel seyn?

O, daß ich in der lieben, alten Heimath wäre! Daß eine Spur sich fände von meiner Elisabeth! Daß sie solche Kinder zurückgelassen, denen ich nun in all meiner Armuth und Verlassenheit noch Stütze seyn könnte, und denen ich den Rest meines Herzens widmete, von welchem so viel schon begraben ist.

Siebenter Auftritt.

Der Greis. Else.

Else.

(Mit einer hölzernen Schüssel voll Milch sammt Löffel.) Ist es euch lang geworden, guter Nachbar, mit dem Trünklein Milch? — Ich habe wahrlich nicht kalt aus dem Keller sie bringen dürfen. Ein wenig nur gewärmt hab' ich sie, daß sie den Magen nicht erschreckt und doch den Mund noch erfrischen mag. Auch hab' ich Brot eingeschnitten, Hausbrot von gestern, ein bischen schwarz, aber doch schmackhaft und wohl gebacken. (Sie setzt die Milchschüssel auf die Bank.)

Der Greis.

Vergelt' euch's Gott, liebe Nachbarin! Ich mochte wohl abwarten. (Er schöpft Milch und ißt mit dem Löffel.) Es schmeckt ja desto besser nun. Eure Kinder haben mir indeß Kurzweil gemacht.

Else.

Es sind gute Kinder wohl, aber mitunter Wildfänge und für alte Leute zu gelärmig. Ihr seyd es wohl nicht mehr gewohnt und habt keine daheim, die so jung noch sind?

Der Greis.

Nicht jung und nicht alt! — Zweymal verheirathet und nun doch verwittwet, doch verwaist! Meine Prüfungen sind hart gewesen, und ich fürchte, sie sind noch nicht vorüber.

Else.

Es ist immer schon schwer, in euerem Alter auf der Straße zu seyn. Ihr solltet Ruhe haben, in einer sichern Heimath bey Kindern und Kindeskindern.

Der Greis.

Ach, wohl sollt' ich! Es wäre Gottes Ordnung so. Aber was verkehren und verderben die Menschen nicht! Der Hackenstock ist ein schlechter Wanderstab.

Else.

Man sieht es euch an, daß ihr viel gelitten. Ihr seyd bleich und hager worden, nicht durch das Alter nur. Und doch eure Tracht. — (Sie betrachtet ihn genau.) Mein Gott, wie er mich ansieht, so längst bekannt! — Wo kommt ihr denn her, lieber Freund?

Der Greis.

Von jenseits des Berges, Nachbarin, von Oberthal! —

Else.

(Sie wischt eine Thräne aus dem Auge.) Ja, das ist die liebe Landestracht, die ihr am Leibe habt.

Der Greis.

Seyd ihr wohl drüben bekannt, Frau! daß ihr so in Bewegung kommt?

Else.

(Verwirrt.) Bekannt — ach, sehr bekannt — ich war — eine Freundin von dort. — Es lebte vor einigen Jahren noch dort die Frau eines Gerichtmannes, die Frau Dorthe hieß.

Der Greis.

Eine harte, 'lieblose Frau! Sie ist gestorben. Verzeihe ihr Gott, was sie Uebels gethan.

Else.

O freylich hat sie Uebels gethan. Sie schrieb einst Briefe an uns. — Ich lebte mit meinem Manne zu Schwarzenbach, 8. Stunden von hier.

Der Greis.

Zu Schwarzenbach? Ah, liebe Nachbarin! ich habe sonst auch da gelebt. Eine Frau und eine Tochter machten dort einst mein Lebensglück, und ich besaß Güter daselbst und gedachte zu seiner Zeit mein Grab zu finden auf dem sonnigen Friedhof daselbst. Alsdann verhängte

Gott den Tod meiner lieben Frau, und als ich meiner großen Wirthschaft wegen eine zweyte nahm, war ich unbedacht in meiner Wahl und bekam eine scharfe Hauswirthin zwar, aber eine Stiefmutter für meine gute Elisabeth. —

Else.

(Plötzlich die Hände vor das Gesicht haltend und abgehend.) O wahrlich, wahrlich. — Gott im Himmel!

Achter Auftritt.

Der Greis, (allein).

(Verwundert.) Was ist das? was ist das? Der Name meiner guten Elisabeth bringt diese Frau zu Thränen. Sagte sie nicht, eine Freundin von ihr? — O gewiß war Elisabeth diese Freundin, und das Andenken der armen Entwichenen rührt sie so sehr. Freue dich, mein Herz, nach Jahren von Kummer freue dich! Zum ersten Mal findest du wieder eine theilnehmende Seele, die liebt was du geliebt, und die dir beklagen hilft, was du täglich und bis zum Tode bitterlich beklagst! — (Er faßt den Vogelschlag und besieht ihn näher.) Unberathen wie dieser Vogel, unvorsichtiger als er in den offenen Schlag, bin ich meinem Weibe gefolgt in das ferne Unglückshaus, wo mein Friede und meine Freyheit untergegangen. — Aber wie geschieht mir? Seh ich recht! Der Vogelschlag. — Ist es möglich! Hier auf dem Boden erblick ich ein Zeichen, als hätt' ich es selbst gemacht! Sonderbar, daß ein Vogel hier eingeschnitzt ist, wie ich selbst ihn — vor fünfzig Jahren geschnitzt. — Und hab' ich denn für die Tage der Jugendfreude so viel Gedächtniß noch. O der Himmel hat denjenigen nicht ganz verlassen, der die Rückerinnerung einer fröhlichen unschuldigen Kinderzeit in sich trägt. Es ist doch wahr und wahrhaftig mein eigener Vogel-

schlag? (Er stellt den Vogelschlag vor sich auf den Baumstock und sieht nachdenklich darauf hin.) Wo bin ich nun hingerathen?

Neunter Auftritt.

Der Greis. Benzli. Kläusi und Gretli mit Spielzeug.

Benzli.

Lustig, lustig jetzt alter Nachbarsmann! Da bringen wir viel, das dich freuen wird. — Nimm für den Vogel, was du magst davon. Erstlich sieh eine Trinkschale von Ahorn, die hat mir Hänschen geschnitzt!

Kläusi.

Und sieh, eine blecherne Sparbüchse mit einem funkelnagel-neuen Batzen darin, die hat mir am Sonntag erst meine Frau Pathe verehrt. (Klingelt und tanzt umher damit.)

Gretli.

Ja, und hier ein Körbchen, unterwegs in dem Walde Beeren darein zu pflücken! Und dann obendrein von uns allen zusammen ein Glöckchen; das haben wir vor'm Jahr im Frühling für das Zicklein gekauft, das heuer eine großmächtige Ziege ist, und keines mehr tragen will und mich über den Haufen stieß, als ich ihr's anbinden wollte.

Der Greis.

Dank, meine guten Kinder, Dank! Der Handel wird schon werden. Legt euern Kram auf die Bank hier und nehmt den Vogelschlag nur hin, er ist euer auf Lebens lang und denkt an mich, so oft ihr ihn vor Augen habt.

Die Kinder, (durcheinander).

Heysa lustig! so tanzen wir eins um das schöne Vö-

gelein. (Sie nehmen einander bey den Händen, und hüpfen um den Vogelschlag und singen.)

Ey guten Tag, guten Tag, guten Tag
Du lieber Zeisig im Vogelschlag!

Benzli.

(Zu dem Vogelschlag hinzutretend.) Aber, aber was merk ich jetzt! So seht doch Kläusi und Gretli, seht! ist das nicht der Vogelschlag von Hänschen, der draußen die Ziegen hütet?

Kläusi und Gretli.

Ja freylich, ja freylich ist er's. Da steht das Vögelein hinten drauf, und das ist auf keinem andern.

Der Greis.

Was meint ihr Kinder? Was betrachtet ihr so nachdenklich da?

Gretli.

(Kindisch-erzürnt.) O, du bist kein guter Mann mehr, Großvater! Du hast Hänschens Vogelschlag genommen, wir kennen ihn hier an dem eingeschnittenen Vögelein, und doch willst du, daß wir ihn eintauschen sollen!

Der Greis.

Nicht also, liebes Kind! — Ich schenk' ihn euch, und ihr sollt euer Spielzeug alles behalten. Die Mutter hat mich mit Milch erfreut und ich will mit dem Zeisig euch erfreuen.

Kläusi.

Ja, du kannst uns den Zeisig wohl verehren, aber der Schlag gehört Hänschen, er ist nicht dein eigen. Er gehört Hänschen unserm Bruder an.

Der Greis.

Dem kleinen Ziegenhirten draußen auf der Gemeinweide hat er gehört, und wenn der euer Hänschen ist, so hat Hänschen ihn mir selbst geschenkt, und ich sollt' ihn geben, wem ich wollte.

Venzli.

Ja, wie so denn? Hänschen kennt euch nicht, Nachbar! Denn ihr seyd nicht von hier.

Der Greis.

Ich kam durstig und heiß des Weges, und hatte nun drey Stunden lang keinen Trunk gethan, denn Wasser in der Hitze vertrag ich nicht. Also bat ich den Ziegenhirten, als ich auf der Allment eintraf, er möchte mir etwas Milch geben von einer der Ziegen. Da sagte der Knabe: Milch darf ich nicht erlauben: denn die Ziegen sind alle nicht mein. Aber dort in dem Weidenbusch habe ich einen Vogelschlag, der ist mein eigen, und einen Zeisig hab' ich heute gefangen d'rin. Das mit einander nimm und biet es im Dorfe, wem du willst. In allen Häusern sind Kinder, die haben Freude daran und schaffen dir flugs eine ganze Schüssel voll Milch dafür. Aus Freude an des Knaben Gutmüthigkeit nahm ich den Schlag und schenk' ihn jetzt euch und will warten bis der Kleine heim kömmt zum Abendbrod, daß ich ihm seine Wohlthat vergelte, so gut ich's vermag.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hänschen.

(Man hört das Horn des Ziegenhirten).

Die Kinder.

(Zugleich.) Hänschen! Hänschen selbst! Er bläst das Abendzeichen! — Entgegen, entgegen! (Sie eilen nach der Seite ab, wo man das Horn gehört.)

Der Greis, (allein).

Was steht mir bevor! Wo bin ich hingerathen? Welch eine freudige Wallung erhebt mein Herz! Ich begreife nicht, wie mich diese Kinder erquicken! Züge. — Stimmen! — Ist Gott so viel gütiger noch, als der

Mensch zu hoffen gewagt! O meine Tochter Elisabeth. Sollte sie hier gelebt haben? — Dieser Vogelschlag, dieses Spielzeug meiner Jugendjahre, muß es nicht herkommen von ihr? Muß ich nicht bey der Freundin seyn, die ihr einst beygestanden? — So werd' ich endlich doch wenigstens —

Die Kinder.

(Zu Hänschen, mit welchem sie herbey springen.) Da sieh nur, sieh! — Dein Vogelschlag! Und der alte Mann hat ihn uns geschenkt und will dir dennoch etwas Schönes geben dafür.

Hänschen.

(Zu dem Greisen.) Ist es auch wahr so, lieber Nachbar! Ich habe geglaubt, ihr seyet ein armer Mann und hab' ihn euch ganz umsonst gegeben.

Der Greis.

Ein armer Mann ist immer ein armer Mann. Und ein gebrechlicher, verwaister, verwittweter alter Mann, ist der ärmste, den es außer dem Bösewicht geben mag.

Hänschen.

Aber nun der Vogelschlag wiederum unser ist, will ich gar nichts dafür, wenn ihr auch reich wäret, wie der Amtmann ist.

Der Greis.

Er gehört jetzt deinen kleinen Geschwistern, mein lieber Hirtenknabe, und sie behalten ihn gar zu gern.

Hänschen.

Ey, sie mögen auch! Ich bin alt genug mir selbst einen zu machen. Der Großvater hat diesen gemacht, als er eben auch noch ein Hirtenjunge war.

Der Greis.

(Mit Aufwallung.) Wie sagst du? Der Großvater? Dein Großvater?

Hänschen.

Freylich! meiner. Die Mutter hat es mir manchmal gesagt. Und es schickt sich gut, daß der Vogelschlag wieder hier ist; denn sie hätt' ihn ungern fortgelassen.

Der Greis.

(Gerührt, während Hänschen ihn mit überraschtem Schweigen betrachtet.) Lieber, lieber Knabe! Du weißt nicht, wie du mir in die Seele redest. Komm' und laß dich drücken an mein Herz. (Er umfaßt ihn mit Liebe.) So sage mir denn klar und vernehmlich von Vater und Mutter und Großvater, alles was du nur sagen kannst! Es geht mich vielleicht an — wie — wie den Großvater selbst, mein Kind! Aber diese Frau in diesem Häuschen ist deine Mutter doch? — Nein, sie ist es nicht! deine Pflegmutter, deine Stiefmutter wird sie seyn, und deine wahrhafte Mutter liegt begraben im fremden Lande, wo —

Hänschen.

Ach, was ihr nicht Wunderliches saget da! Nein, nein! Der Vater — (Er springt auf nach der Hausthüre.) Doch da kommt er eben selbst! Grüß euch Gott, lieber Vater. (Konrad tritt aus der Thür.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Konrad.

Die Kinder.

(An ihm aufspringend.) Guten Abend, guten Abend Väterchen! Bringst du keine Pflaumen von der Matte?

Konrad.

(Die Kinder sanft wegschiebend.) Ey ja wohl bring' ich, Kinderchen! Es wird sich zeigen. Geht hinein und sucht einmal, aber wartet bey dem Korbe, bis ich sie zu thei-

len komme! Ich muß erst den alten ehrwürdigen Mann da grüßen. (Die Kinder ab.)

(Zu dem Greise.) Grüß euch Gott, Nachbar, unter meinem Dache! Nehmt vorlieb bey uns! Meine Frau sprang mir in großem Eifer entgegen, mich zu rufen, als ich halbes Wegs von meinem Tagewerke kam. Sie bittet mich recht sehr, mit euch zu sprechen.

Der Greis.

O, warum ist sie nicht selbst zurückgekehrt. Sie muß — sie muß — (Die Bewegung hemmt seine Rede.)

Konrad.

Gönnet euch Ruhe, lieber Mann! Saget, was euch anliegt, oder wenn es euch besser gefällt, so fraget erstlich mich. Ihr scheint etwas auf dem Herzen zu haben, das meine Frau angeht. Und auch sie war bewegt, auch sie scheint Gedanken zu hegen von euch, die schwer auf ihre Seele drücken.

Der Greis.

Ach Gott! hat sie denn nicht klar empfunden, nicht deutlich geseh'n, wie ich schmachte nach meiner Tochter Elisabeth, von der sie —

Konrad.

Von der sie — (Den alten Mann ansehend.) Ja, sicher, ich ahne — ich ahne.

Der Greis.

Laßt mich erzählen, lieber Freund! wenn ich es herausbringe aus meinem alten langsamen Kopf. Aber setzt euch neben mich, gebt mir eure Hand, daß ich wieder zusammenhänge mit einem Menschen, der es gut zu meinen scheint.

Konrad.

(Die Hand ihm reichend.) Da! von Herzen!

Der Greis.

Ich lebte vor 10. Jahren in Schwarzenbach und war

ein begüterter Mann, der eine hübsche Heerde hielt und ein treues Weib hatte, das mir redlich zur Seite stand. Eine Tochter, Namens Elisabeth, war mein einziges Kind —

Konrad.

Und als sie 15. Jahre alt war, hattet ihr einen rüstigen Knecht, der Konrad hieß.

Der Greis.

Wie, ihr wisset um meine Geschichte?

Konrad.

Hab' ich denn nicht vor ein paar Jahren auch in Schwarzenbach gelebt! Es wurde mir viel erzählt von dem alten Obmann Leonhard, und wahrlich — (Er besieht ihn.) wahrlich ihr seyd es selbst, wenn ich mich recht zu besinnen weiß.

Der Greis.

Ach, freylich bin ich es. Und was erzählte man dort von mir?

Konrad.

Ihr hattet die hübsche, tugendsame Tochter, und Konrad, euer Hirtenknecht, gewann sie lieb. Da er aber anhielt um sie, weil sie ihm hinwiederum gut geworden, seiner aufrichtigen Zuneigung wegen, da war euch seine Armuth ein großer Anstoß und streng hießet ihr ihn euer Haus verlassen von Stund' an, daß er traurig in die Fremde gieng, bis er anderwärts durch fleißige Arbeit sich ein Stücklein Geld erwarb.

Der Greis.

Ich habe nicht viel Gutes von ihm vernommen seit dieser Zeit. Er ist am Ende wohl verwildert, wie dem jungen leichtsinnigen Volk in der Fremde zu geschehen pflegt.

Konrad.

(Mit Eifer.) Nein, bey'm Himmel, er ist nicht verwildert! Als er vernahm, (Mäßigt sich.) — — als er

vernahm, daß der Obmann Leonhard seine Frau verloren, daß er eine andere genommen, daß er nach Oberthal gezogen, daß er sein Kind Elisabeth von sich gestoßen, und —

Der Greis.

Von sich gestoßen! . Sage das nicht, junger Mann! Ich habe sie bedauert von ganzem Herzen, aber was konnte ich? Das böse Weib, das ich mir genommen, plagte sie und verfolgte sie und verläumdete sie so, daß ich Schlimmes von ihr glaubte und gern sie wandern ließ, als sie endlich aus meinem Hause zog. Ich war ein schwacher, schlimm berathener Mann.

Konrad.

Und waret doch Vater! waret sonst ein guter freundlicher Vater.

Der Greis.

Aller Friede war gewichen von meinem Dach. Ich wußte mir nicht zu helfen. Tochter und Frau lagen in Zwiespalt. Ich erkannte freylich, die Stiefmutter trage die allergrößte Schuld, — aber die Tochter, meint' ich, sollte verträglicher werden unter Fremden: ich wollte nur auf einige Zeit sie draußen umhertreiben lassen und dachte: sie müßte lernen Saueres ertragen und gehorsam seyn —

Konrad.

Nun, sie lebte lange bey ihrer Base zu Schwärzenbach und schrieb —

Der Greis.

Sie schrieb? sie schrieb? — Wem schrieb sie denn? Eben das war ein Beweis, daß sie hartnäckig und unversöhnlich jetzt auch mit dem Vater grollte, — sie schrieb niemals bis —

Konrad.

Ich schwör es bey der Wahrheit, sie schrieb zehnmal an den Vater und schrieb selbst an die Stiefmutter!

Der Greis.

O Gott! so hat Dorthe, das entsetzliche Weib, sich zwischen Vater und Tochter gestellt und Jahre lang die Briefe unterschlagen.

Konrad.

Sie war fähig dazu; denn sie schrieb endlich vor anderthalb Jahren, der alte Leonhard sey gestorben, er habe seine Tochter verwünscht und enterbt und habe das Seinige halb ihr, seiner Wittwe, halb der Gemeine vermacht.

Der Greis.

Abscheulich, abscheulich! O es fällt wie Schuppen von meinen Augen. Ihre Bosheit — nnd doch — meine Gedanken verwirren sich, mein Herz ist in Aufruhr. — Ein Irrweg um den andern thut sich auf.

Konrad.

Die arme Tochter glaubte längst die Liebe des Vaters all' erstorben; war betrübt über seinen Tod; blieb wie versteckt, doch arbeitsam und sehr zufrieden bey ihrer Base; verlor auch diese durch plötzlichen Tod und war eben eine rathlose, einsame Waise, als Konrad aus der Fremde zurückkam, und nachdem er sie nun geheirathet, nachdem er noch ein Jahr hindurch im Lande sich einen Wohnplatz mit ihr gesucht. —

Der Greis.

Nicht so! nicht so! — Sie lief ihm nach. Sie hängte sich ohne Noth an den leichtfertigen Mann und hatte dann Kinder mit ihm. Sie scheint zwar nicht gänzlich entartet zu seyn; sie hatte noch eine Freundin hier, durch die sie mich einst ließ um Verzeihung bitten, daß sie Konrad ihre Hand gegeben.

Konrad.

Die Freundin wohnte hier und wollte Versöhnung stiften, zwischen Vater und Tochter. Da ward sie nicht zugelassen zu Leonhard durch die hartherzige Stiefmutter, die den Alten verwahrt hielt, wie einen geraubten Schatz.

Der Greis.

Aber der Alte vernahm doch, daß die Tochter sie abgesendet und — heraus mit der Sprache, junger Mann! — Diese Freundin ist eure Frau, ist die Hausmutter in diesem Häuschen, hat die Kinder meiner armen Elisabeth nach ihrem Tode — (Die Wehmuth benimmt ihm die Sprache.)

Konrad.

Um Gotteswillen, was redet ihr so verwirrt? (Den Vogelschlag aufnehmend und ihn hinhaltend.) Erkennet ihr hier den Vogelschlag, guter Vater? Seht doch an das Vögelein unterwärts auf dem Boden! Merket ihr nicht, daß —

Der Greis.

Eben das, eben das! Hänschen, der kleine Hirt, sagte mir ja, wie er von seinem Großvater sey. O wo ist der Knabe, daß ich ihn noch einmal herzen kann? Der Knabe meiner Elisabeth!

Konrad.

(Ruft in das Haus.) Weib, Weib! Hänschen! Kinder!

Der Greis.

Allmächtiger Himmel, was entspinnt sich alles in meinen Gedanken.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Hänschen und die andern Kinder. Endlich Else.

Die Kinder.

(Herauseilend.) Da sind wir, da sind wir! Aber die Mutter darf nicht heraus.

Der Greis.

Hänschen komm an mein Herz, komm lieber Sohn! willst du mich zum Großvater haben? sieh mich an darauf!

Die Kinder.

(Durcheinander.) O wir Alle, wir Alle! Wir sind ja Geschwister zusammen. (Sie umfassen den Alten, der sie küßt.)

Konrad.

Ja Kinder, ja! das ist der Großvater, von welchem wir glaubten, daß er gestorben sey und uns vergessen habe und uns so gram gewesen.

Die Kinder.

(Heraufspringend.) Juchhe! juchhe! noch einen Großvater bekommen wir!

Konrad.

(Zu dem Greise.) Ich aber bin Konrad selbst, euer Schwiegersohn, und bin gesegnet von Gott, fürwahr ein rechtlicher Mann und ganz von Herzen bereit, euerem Alter beyzustehen mit Hab' und Gut und That, so viel mir der Himmel beschert. —

Der Greis.

(Gen Himmel seufzend.) Ach du bist gerechtfertigt Elisabeth! — Dein Vater ist versöhnt mit dir. Dein wackerer Mann, deine wohlgearteten Kinder umgeben mich, wie blühende Schosse den alten einsinkenden Mutterstamm. O, daß du selbst noch lebtest, daß wir von Angesicht uns verzeihen könnten! und daß nicht auch deine Kinder eine Stiefmutter hätten; eine mildere zwar als du, aber doch —

Konrad.

Vater, Vater, ich versteh' euch nicht!

Der Greis.

Elisabeth ist im Elend gestorben — o warum bekennst du mir's nicht unverholen? Aber Dank, Dank!

Du nahmst dir ein zweytes und ein gutmüthiges Weib, um für die Kinder meiner Elisabeth Sorge zu tragen, wie sie es um dich verdient.

Konrad.

So wurdet ihr vielleicht auch darin betrogen, armer Vater, daß euch fälschlich der Tod Elisabeths gemeldet ward?

Der Greis.

Betrogen! wie? betrogen? zwar nur Dorthe versicherte mich stets — Gott, soll noch ein zweyter Himmel mir aufgehen vor dem letzten?

Konrad.

Ja wohl, lieber Vater! und ein rechter Engel darin. (Er ruft nochmals in das Haus.) Elisabeth! Elisabeth!

Else.

(Aus dem Hause zu des Vaters Füßen hinstürzend.) O Vater! Vater! erkennet ihr eure Tochter nicht mehr? Die erste, die älteste, die folgsame, — nicht die entwichene nur. Vergebet, was ich Unrechtes gethan!

Der Greis.

(Er umarmt sie.) Kind! Kind! — Ich habe dich wieder, ist es möglich? Schmerzenskind! Laß alles Alte vergeben und vergessen seyn! Und laß dich ansehen, ob du es denn wahrhaft seyest? — Ach, wie trüb sind meine Augen! Wie lange und wie noch muß ich dich betrachten? Und doch wahrlich, du bist's! — ich hätte dich nie wieder gekannt.

Else.

Euch aber gütiger Vater! hab' ich erkannt, als ihr zuerst meinen Namen spracht.

Konrad.

Glück und Heil ist meinem Hause wiederfahren, daß ihm der theure Großvater geworden ist! Danken wir alle Gott, der uns diese Wohlthat erzeiget hat.

Der Greis.

Ja, danken wir ihm von ganzem Gemüth und aus allen Kräften! Er hat zuerst diesem Kleinen (Auf Hänschen zeigend.) das Herz erweckt, daß er mir eben denselben Vogelschlag als ein Geschenk des kindlichen Mitleidens darbot, den ich vor so vielen Jahren mir selbst verfertigt, und aus dieser freundlichen Gabe ist uns Allen solch ein Segen entsprungen.

Else.

Gewiß, die himmlische Vorsehung selbst hat mich getrieben, ihn von Schwarzenbach, wo er bey der verstorbenen Base stand, als Andenken von euch hieher zu bringen und ihn getreulich aufzubewahren.

Der Greis.

Ich war auf dem Wege dorthin und wollte nach derselbigen Tochter, nach ihren hinterlassenen Kindlein fragen! — Aber siehe, die Todte ist lebendig geworden und leibhaft umfass' ich sie; und bin nun selber — bin selbst der Selige.

Konrad.

Ein unbegreifliches Gewebe von Irrthümern und Lügen und seltsamen Zufällen hat uns umstrickt, daß wir nur drey Tagereisen von einander uns alle wechselseitig für todt oder entfernt hielten.

Der Greis.

Dorthe verstarb vor sieben Monaten höchst unerwartet; und in langem Siechthum, in gänzlicher Abgeschiedenheit, wie ich gelebt, konnte ich die Wahrheit nicht zu mir bringen. Ich gieng im Jammer meiner Verlassenheit aus, sie selber zu finden. Dunkel ahnete mir einiger Trost, denn Dorthe in ihrer kurzen und hitzigen Krankheit schien immer von Elisabeth sprechen zu wollen. Sie begann zwanzigmal und konnte doch nicht ausreden. Ihre Sinne waren umwölkt, daß sie nichts als halbe Sprüche hervorzubringen vermochte; aber sie schien reumüthig zu seyn und mich nach Schwarzenbach zu verweisen.

Else.

So vergebe ihr Gott, was sie böse gemeint! Es ist nun wieder gut geworden und kann unter diesem friedlichen Dach noch Jahre lang besser, besser werden.

Der Greis.

Es kann und wird! Meiner Güter sind zwar nicht viele mehr; Dorthe hat mir vieles für die Ihrigen abgelistet. Aber noch ist einiges zu retten, und ich will hier, will mit euch es genießen. (Lächelnd zu den Kindern gewandt.) Mein Erstes dann sey, ich bezahle diesen Lieben den glücklichen Vogelschlag.

Die Kinder.

O, wir lassen ihn jetzt nimmermehr und wollen nichts dafür. Er ist ja den ganzen lieben Großvater werth, den er uns hergebracht.

(Sie tanzen alle um den Stock, wo der Vogelschlag steht, während die Alten Arm in Arm gerührt zusehen.)

Ey guten Tag, guten Tag, guten Tag,
Du lieber Zeisig im Vogelschlag!
Du hast uns den besten Großvater gebracht,
Der Vater und Mütterchen fröhlich macht.

Die Kinder in der Spinnstube.

Gertrud hatte die Kinder Rudi's, für die sie dessen sterbenden Großmutter zu sorgen versprochen hatte, alle Tage fast bis zur Nacht in ihrer Stube. Aber es kann Niemand glauben, was sie für Mühe mit ihnen hat; sie sind an gar keine Ordnung und keine anhaltende Anstrengung gewöhnt, und haben ihre Augen, wenn sie sie sollen auf dem Garn halten, immer in den Lüften; und

so wird es immer bald zu dick, bald zu dünn und nie recht. — Es wird auch nie eine Lehrarbeit recht, wenn ein Kind die Augen nicht fest darauf hält, bis ihm der Griff davon in die Hand kommt; und dieser Griff kommt allen Kindern, die nicht wohl erzogen, gar schwer in die Hand.

Und dann führt eins zum andern; — wenn sie denn ihr Garn so verderbt, zerrten sie noch ganze Hände voll davon ab, warfen es fort in den Bach zum Fenster hinaus und hinter die Ecke; aber Mutter Gertrud, die ihnen alle Tage ihre Arbeit wiegt, fand den Fehler gar bald und fragte die Kinder, wie das komme? — Sie wollten läugnen: Aber der Gertrud Heirli sagte dem Liseli: «Du mußt jetzt nicht läugnen; ich hab' es ja gesehen, wie du aufgestanden und es zum Fenster hinaus gethan hast. — Weißest! ich hab' dir ja gesagt, die Mutter merke es — aber du hast mir's nicht geglaubt!»

Dieses Liseli war aber auch das unartigste von allen, es sagte die schlechtesten Worte von der Welt; selber über die gute Frau, um seinen Geschwistern die Arbeit und Ordnung, zu der sie sie anhielt und die ihm zur Last war, auch zu verleiden.

Es war ihm gar nicht zu viel, zu sagen: sie müßten sich ja fast zu todt spinnen, und sie seyen doch jetzt reich; es wollte gern, sie hätten es nur, wie da ihr Vater noch nichts hatte; sie haben doch auch können ruhig ausschlafen und nicht alle Tag so müssen angespannt seyn, wie arme Hunde. Und mit der Arbeit war's immer, wie wenn nichts in es hinein wollte; bald drehete es das Rad so lahm, daß der Faden ihm in der Hand von einander fiel; dann einen Augenblick wieder so stark, daß das Garn so kraus wurde, wie geringeltes Roßhaar.

Wenn ihm Gertrud etwas sagte, so weinte es, so lange sie da stand, und murrte, wenn sie den Rücken kehrte; und dann that es noch den andern zu Leid und verderbte ihnen an ihrem Garn und an den Rädern, was es konnte, damit sie nicht fortkommen, wie es.

Kurz, Gertrud richtete nichts mit ihr aus, bis sie die Ruthe brauchte; da lernte es sitzen und spinnen, und

sein Garn besser seitdem machen, und zwar in einem Tage mehr, als sonst in acht.

Ihr Heirli wollte es diesen Kindern von Anfang her immer zeigen, wenn sie es nicht recht machten. Da sie aber größer waren, als er, sagten sie ihm zuerst nur: du kleiner Pfuscher, was wolltest du wissen! — aber sie nahmen's bald doch von ihm an; er war gut und munterte immer den, der rechts und links neben ihm saß, auf; und wenn eins auch nur ein wenig sauer drein sahe, oder das Maul hängte, weil es nicht gehen wollte, sagte er zu ihnen: Ihr müßt nicht solche Augen machen und nicht so ein Maul, ihr lernet es sonst noch viel länger nicht!

Die Andern lachten meistens, wenn er so etwas sagte; dann fuhr er fort: — O wenn ihr es dann könnet, so ist es lustig und geht wie von sich selber!

Ja, es wird schon von sich selber gehen! sagten die Kinder. — Und der Heirli sagte: Wenn man doch kann die Augen zuthun und fortspinnen und recht, so mein' ich, es gehe dann doch fast von sich selber.

Aber kannst du die Augen zuthun und fortspinnen? sagten die Kinder.

Das kann ich, sagte der Heirli, und da sie es ihm nicht glaubten, sagte er: Wartet nur bis die Mutter aus der Küche im Garten ist, so will ich's euch denn zeigen. — Dann stand er, sobald er die Gartenthüre gehen hörte, auf, ließ sich die Augen dicht bey seinem Rad verbinden, nahm stock-blind den Treiber und den Flocken in die Hand und trieb das Rad so munter, wie wenn er beyde Augen offen hätte.

Die Kinder, die um ihn her standen, sagten alle: Das ist doch auch! Das ist doch auch! und hätten ihm bis zu Nacht zugesehen, wie er so blind spann; — aber an drey Flocken so wegzuspinnen, hatte er genug und schüttelte die Binde wieder ab. — Da sagten die Kinder zu ihm: Aber sag' jetzt auch, lernen wir's auch so?

Warum auch das nicht? sagte der Heirli; ihr habt ja noch Hände und Augen, wie ich; und dann, setzte er

hinzu, ich hab' zuerst auch geglaubt, ich könne es fast nicht lernen, aber da ist es mir einsmal gekommen, ich hab' fast nicht gewußt wie; aber ihr müßt mit den Augen dazu sperbern, wie wenn ihr Sommervögel fangen wolltet.

Dieses Spiel, und was er dazu sagte, machte die Kinder muthiger und eifriger ob ihrer Arbeit.

Ob sie wollten oder nicht, sie mußten spinnen lernen: Gertrud ließ sich keine Mühe dauern; sie verglich ihr Garn alle Tage vor ihren Augen, zeigte ihnen den Unterschied vom Morgengarn und vom Abendgarn und vom gestrigen und vom vorgestrigen; wenn nur ein Faden darin schlechter war, nahm sie ihn über den Finger und hielt ihn ihnen vor Augen.

So viel thut sie an den Kindern; aber sie thut an deren Vater nicht minder; Tag für Tag kommt sie ihm in's Haus, und wo sie im Stall, in Tennen, oder sonst etwas nicht in der Ordnung findet, so muß es ihr recht seyn und in der Ordnung, ehe sie wieder zum Haus hinausgeht. Das macht den Rudi so eifrig, daß er allemal vor Neune, um welche Zeit Gertrud ihm mehrentheils in's Haus kommt, in allen Ecken herumläuft, daß sie nichts in Unordnung finde. Er thut noch mehr: er macht sich jetzt auch selber wieder in die Ordnung, strählt sich mehr und kleidet sich besser, scheert den Bart zu rechter Zeit ab und scheint sich jünger, als vor sechs Wochen. Seine Stube, die ein schwarzes Rauchloch gewesen, hat er jetzt ganz geweißt und die Löcher in der Wand glatt überstrichen; und am letzten Markt hat er sogar für 10. Xr. Helgen (Bilder) gekauft, alle mit schönen Farben; den Heiland am Kreuz, die Mutter Gottes mit dem Kindlein Jesu, den Johannes, den Kaiser Joseph II. und den alten König von Preußen, und einen weißen und einen schwarzen Husaren, und hat die Helgen am gleichen Abend, da er sie gekauft, noch aufgeklebt, und den Kindern gedrohet, daß sie ihm keins mit der Hand anrühren sollten, damit es nicht schwarz würde. Das gefiel der lieben Jugend nicht. Der Heirli, der über alles so ein Wort findet, sagte zu ihm: Du kannst sie doch auch Jemand nicht verbieten, sie schwarz zu machen!?

Wem denn? fragte der Vater.

Ach — den Fliegen, erwiederte der Bub; weißest du noch, wie sie der Mutter selig ihr großes Kreuz und ihre Himmelsleitern so schwarz gemacht, daß man kein Wort mehr darin hat lesen können?

Es ist gut, daß ihr keine Fliegen seyd, sagte da der Vater und lachte, man würde euch eins auf die Hände geben!

Die barmherzige Wittwe.

In der strengen Winterkälte des Jahres 1789. bettelte ein fünfzehnjähriges Mädchen, bedeckt mit einem garstigen Ausschlage, vor der Thür der Wittwe Metz, die zu Wettmerstädt, einem sächsischen Dorfe, ohnweit dem Städtchen Wiehe in Thüringen, lebte und sich und ihr kleines Kind mit Spinnen und im Sommer mit Taglohn in ihrer kleinen Hütte kläglich ernährte. Das Mädchen bat sie flehentlich, sich bey ihr erwärmen zu dürfen. Sie gestattete ihr das, und da erzählte sie der Wittwe weinend, daß sie von ihrem harten Vater, welcher in der Gegend von Kamburg Hirte wäre, und von ihrer Stiefmutter durch Schläge und schreckliche Drohungen zu entfliehen genöthigt worden sey, und nun Niemand finden könnte, welcher sie bey ihrer Unreinigkeit aufnehmen wollte. Durch ihre Thränen gerührt und voll Vertrauen auf ihr gutherziges Wesen, entschloß sich die Wittwe, sie bey sich zu behalten, und sie vor dem völligen Verderben zu schützen. Sie blieb fest bey ihrem Entschlusse, wiewohl ihre Verwandten viel dagegen zu erinnern hatten und sich sogar die Gemeinde des Orts ihrem Vorhaben widersetzte. Die Gerichtsherrschaft aber stand ihr, als sie es derselben eröffnete, bey. Sie reinigte das Mädchen und verhalf ihr wieder zur Gesundheit. Es gab seiner Pflegemutter

täglich Proben von seinem guten und dankbaren Herzen. Wie diese einige Zeit krank war, bewies das Mädchen ängstliche Sorgfalt und zeigte die eifrigste Bemühung. Die Wittwe behielt sie bey sich und schaffte ihr für das Geld, was sie als Magd verdiente, Kleidung an, und brachte sie dann bey einer guten Herrschaft in Dienst.

Frau Behrens.

Als im siebenjährigen Kriege die hessischen Truppen im Hildesheimischen die Winterquartiere verließen, blieb ein kranker Packknecht nicht weit von Waltdorf, einem Dorfe in der Gegend des Städtchens Peine, hilflos liegen. Ein Bauer sah seinen erbärmlichen Zustand, allein er gieng wie der Priester und Levite vorüber. Zufällig erzählte er es in einem andern Hause dieses Dorfes. «Mann! sagte sogleich die Frau vom Hause, was dünket dich, wollen wir nicht den elenden Kerl hereinholen und ihm helfen, so gut, als wir können? Es ist doch ein Mensch!» Behrens, ihr Mann, wollte nicht sogleich einwilligen, weil, wie er sagte, zu besorgen wäre, daß das ganze Haus voll Ungeziefer werden würde. Er machte noch mehrere Einwendungen. Allein sie überredete ihn doch, so daß er hingieng und es der ganzen Gemeinde anzeigte und zum Besten des elenden und verschmachtenden Kranken Fürbitte that. Allein man verwarf einstimmig alle seine guten Vorstellungen. Die mitleidige Behrensen hörte dieß kaum von ihrem Manne, als sie ihn auf's neue dringender und anhaltender, als vorher, bat, doch dem Verlassenen zu helfen. «O, sagte sie, nun müssen wir helfen! Du weißt doch wohl, daß es der liebe Gott befohlen hat. Will keiner des armen Menschen sich annehmen, so wollen wir barmherzige Samariter seyn. Geh', hol' die Pferde und spanne sie vor den Wagen und bringe den Menschen doch in's Haus!» Der Mann konnte nicht länger

widerstehen und holte den Packknecht herein. Man zog ihm gleich reine Wäsche und Kleider an und vergrub seine zerrissene Lumpen. Es wurde auch ein Arzt geholt, welcher ihn in kurzer Zeit wieder heilte. Wie die Retterin, welche lutherisch war, vernahm, daß der Knecht katholisch wäre, so sandte sie sofort nach Peine, und ließ dorther den katholischen Geistlichen zu sich kommen; kurz, sie pflegte ihn so gut und unermüdet, daß er wieder ein tüchtiger Arbeiter wurde. Aus Dankbarkeit diente er fünf Jahre auf ihrem Hofe.

Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meers ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und sprach: Es geziemt sich, daß zu dem Großen das Gute und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis sich geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, den du dem Himmel entnimmst, in die Ferne trage!

Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frey, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirg hinab. Spielend stürzt' er sich in den Bodensee; aber der See fesselt' ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander; ungeschwächt und in eigenthümlicher Gestalt kam der Strom empor und setzte seine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge geboren.

Er war Jüngling und erkor sich seine Bahn. Die edle Natur irrt nicht in ihrer Wahl. Sie erkieset das

Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür bekränzten auch Rebenhügel den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn, und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen. Denn das Göttliche zeucht an sich das Edle und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlicher und ruhiger ward nun sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt und Felsen zerrissen.

Sein Strom glich nun einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebieret die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilte die Natur ihn in vielfache Ströme, die man mit andern Namen benennt. Den Namen Rhein nennt man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet.

So bleibt auch der ruhenden Kraft ihre Würde.

Gleichnisse.

1. Die beyden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrete, und die Söhne und Töchter des Dorfes sassen um ihn her und höreten ihm gerne zu: denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: Wer von euch kann mir ein Gleichniss dazu machen?

Da trat ein Knabe auf und sagte: Ich könnte wohl ein Gleichniss davon erzählen, aber ich weiss nicht, ob es recht seyn wird?

Erzähle du nur nach deiner Weise! antwortete der Lehrer, und der Knabe begann:

Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweyen Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen.

Ich gieng, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück: denn ich hatte den Vater nicht gefunden.

Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brausete und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrieen die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der

Gedanke, dass wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wundersam in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bey mir: also möge wohl dem Menschen um's Herz seyn, der mit bösem Gewissen wandelt.

Kindlein, sagte darauf der Lehrer, möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrey des Raubthiers ertönte?

Ach, nein! riefen die Kinder allzumal und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: Ein andermal gieng ich des nämlichen Weges mit meiner Schwester und wir hatten allerley Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unsrer Mutter bereitete, für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerchen, so dass man den Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm, und rings umher im Gebüsch sangen die Nachtigallen. Wir Beyde aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, dass wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dachte ich wieder bey mir selbst: also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat.

---

2. Die Kanarienvœgelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Karolina, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelchen. Das Thierchen sar

vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, goldgelb mit schwarzem Häubchen. Karolina aber gab ihm zu essen Saamen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker und täglich frisches, klares Wasser.

Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern, und eines Morgens, als Karolina ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier, und weinete sehr. Die Mutter des Mägdleins aber gieng hin und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben, und eben so lieblich sang, wie jenes, und that es in den Käfig.

Allein das Mägdlein weinete noch lauter, als es das neue Vögelchen sah.

Da wunderte sich die Mutter sehr und sprach: Mein liebes Kind! warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das verstorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein anderes, das nicht schlechter ist, denn jenes!

Da sprach das Kind: Ach, liebe Mutter! ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte.

Liebe Lina, antwortete die Mutter, du hast sein ja sorgfältig gepflegt! —

Ach, nein! erwiederte das Kind — ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabst, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen. So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens: denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des Kindes.

Ach, sagte sie, wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe seyn am Grabe der Aeltern!

3. Die Lieblingsblumen.

Gustav, Herrmann und Allwina, die blühenden Kinder eines Gutsbesitzers am Rhein, wandelten an einem schönen Frühlingsmorgen auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thau und in den milden Strahlen der Morgensonne.

Die Kinder aber blickten voll Freude umher, und hüpften von einem Hügel zum andern, und flochten sich Blumenkränze. Auch priesen sie in Liedern die Herrlichkeit des Lenzes und die Liebe des allmächtigen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen von der Rose, die auf dem Strauch wächset, bis auf das Veilchen, das im Verborgenen blühet, und das Haideblümchen, an welchem die Bienen saugen.

So erschien der Frühling des Lebens und des Jahres in lieblichem Bunde.

Darauf sprachen die Kinder unter einander: Lasset einem Jeden von uns sich ein Blümchen wählen, das sein Liebling sey vor andern. Und sie freueten sich ihres Vorsatzes und sprangen in das Feld, sich die Lieblingsblümchen zu suchen. Dort in der Laube kommen wir wieder zusammen! riefen sie.

So wandelten die drey Kinder in Eintracht ihre verschiedenen Wege, um das Schöne zu sammeln. Eine liebliche Blumenlese!

Bald erschienen sie wieder alle drey auf dem Wege zur Laube. Jedes trug einen vollen Strauss seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie sich einander erblickten, hielten sie die Blumen hoch empor, und jauchzten laut vor Freude. Darnach

traten sie in der Laube zusammen und beschlossen einmüthig und sprachen: Nun soll Jeder sagen, warum er sich diese erwählt hat.

Gustav, der Aeltere, hatte sich das Veilchen erkoren. Sehet, sprach er, es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Moos und Halmen, und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Segnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt, und in schönen Liedern besungen, und Jeder trägt ein Sträusslein, wenn er vom Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgeborne Kind des Lenzes und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum habe ich es mir zu meinem Blümchen erkoren.

Also sagte Gustav und reichte Herrmann und Allwina einige seiner Blumen. Diese empfingen sie mit inniger Freude: denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders.

Da trat Herrmann hervor mit seinem Blumenstrauss. Es war die zarte Feldlilie, die unter dem kühlen Schatten des Wäldchens wächset und ihre Blüthenglöckchen wie Perlen an einander gereiht und weiss wie Sonnenlicht, erhebet. Sehet, sprach er, dieses Blümchen hab' ich mir erwählet: denn es ist ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens, auch verkündet es mir die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen schmückt. Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdiget, Zeugniss zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem alles lebet und webet? Sehet, darum hab' ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieblingsblümchen erkoren!

Also sprach Herrmann und reichte seine Blümchen dar. Und die beyden Andern empfingen sie mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt.

Da kam auch Allwina, das fromme liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstrauss. Es war das blaue, zarte Vergissmeinnicht. Sehet, ihr lieben Knaben, sprach das holde Mädchen, diese Blümchen hab' ich an dem Bächlein gefunden! Nicht wahr, sie glänzen, wie ein helles Sternchen, am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessem Rande sie wachsen, und das Bächlein fliesset nun schöner und wie bekränzt dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und Zärtlichkeit, und ich hab' es mir zum Liebling erkoren, und geb' es euch Beyden. So gab sie es den Brüdern mit einem Kuss, und die Brüder dankten mit einem Kuss. Und die Schutzengel lächelten dem lieblichen Bunde der Unschuld.

So waren die Lieblingsblumen erkoren. Da sprach Allwina: Wir wollen in zwey Kränze sie flechten, und den lieben Aeltern sie weihen!

So flochten sie zwey Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Aeltern, und erzählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen.

Da freueten sich die Aeltern ihrer guten Kinder und sprachen: Ein lieblicher Kranz! Liebe, Unschuld und Bescheidenheit in einander verschlungen! Sehet, wie das eine Blümchen das andere hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!

Aber es fehlet noch eines — antworteten die Kinder — und bekränzten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter.

Da wurden die Aeltern bewegt vor Freude, und umarmten die Kinder herzlich und sprachen: ein solcher Kranz ist doch herrlicher, denn Fürstenkronen!

---

4. Das heimathliche Licht.

Ein Pilger eilte aus fernen Landen zurück zu seiner Heimath, und seine Seele war voll süsser Hoffnung: denn er hatte in vielen Jahren seine lieben Aeltern und Brüder nicht gesehen. Desshalb eilte er sehr. Aber als er auf dem Gebirge war, überfiel ihn die Nacht, und es war sehr dunkel, so dass er den Stab in seinen Händen nicht zu sehen vermochte. Und als er von dem Gebirge hernieder kam, in das Thal, verirrte er sich auf seinem Wege und wandelte rechts und links, und ward sehr betrübt und seufzte: Ach, möchte doch ein Mensch mir begegnen, der mich aus meinem Irrsal auf den rechten Weg führete, wie wollt' ich ihm dankbarlich es erkennen! — Also sprach er und stand stille, und harrete eines Führers.

Indem der verirrte Pilger also da stand, voll Zweifel und Unruhe, siehe! da schimmerte aus der Ferne ein wankendes Licht in der Finsterniss und sein Schimmer däuchte ihm lieblich in der dunkeln Nacht. Sey mir gesegnet, rief er, du Bote des Friedens! Du verkündest mir die Nähe menschlicher Wesen! Dein matter Schimmer erscheint mir im Dunkel der Nacht erfreulich wie ein Morgenroth.

Er eilte mit starken Schritten zu dem Schimmer in der Ferne, und meinete den Mann zu sehen, der das Licht trüge. Aber siehe! es war ein Irrlicht, das aus Sümpfen geboren über dem stehenden Pfuhl schwebte. Er aber wandelte dem Rande eines Abgrundes entgegen.

Plötzlich erscholl eine Stimme hinter ihm und rief: Halt! oder du bist ein Kind des Todes. Er stand und schaute sich um. Es war die Stimme eines Fischers, der aus seinem Kahn ihm zurief. Warum, fragte er, soll ich dem freundlichen Lichte nicht folgen? ich bin ein verirrter Wanderer! — Freundliches Licht? sagte der Fischer, so nennest du den trüglichen Schimmer, der den Wanderer in's Verderben lockt! Unterirdische böse Mächte erzeugen aus stinkenden Sümpfen den nächtlichen Dunst, der den Glanz des freundlichen Lichts nachahmt. Siehe, wie sie unstät dahin wankt die böse Geburt der Nacht und Finsterniss! Also sprach er, da erlosch das trügerische Irrlicht.

Das Irrlicht war erloschen, und der müde Pilger dankte dem Fischer seine Rettung mit herzlicher Erkenntlichkeit. Der Fischer aber antwortete und sprach: Wie sollte ein Mensch den andern im Irrthum lassen und ihn nicht auf den rechten Weg führen? Gott haben wir Beyde zu danken; ich, dass er mich zum Werkzeug ersah, dir eine Wohlthat zu erweisen, du, dass es sich so fügen musste, dass ich mich in dieser Stunde im Kahn auf dem Gewässer befand.

Darauf verliess der gutmüthige Fischer seinen Kahn, begleitete den verirrten Pilger eine Strecke, und bezeichnete ihm den rechten Weg zu seiner väterlichen Wohnung. Dieser wandelte jetzt getrosten Muthes und zwischen den Bäumen schimmerte ihm von ferne das heimathliche Licht mit stillem bescheidnen Glanz entgegen, ihm doppelt erfreulich, da er es durch Gefahren und Irrthum erreicht hatte. Er klopfte an, und das Pförtchen öffnete sich, und Vater und Mutter, und die Brüder und die Schwestern hingen an seinem Halse und küssten ihn und weinten vor Freuden.

---

5. Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupte in den Strahlen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die dunkeln Globen seines Angesichtes, das er unverwendet ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet. Aus dir strömet ewige Fülle, Leben und Wärme, und nie versiegt deine Kraft: Wie gross muss der seyn, der dich gebildet hat!

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden; desshalb begann er und fragte: Wie kannst du das Gestirn des Tages bewundern, und siehest es nicht?

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, nahm ich sie in meine Seele auf! Jedes Gefühl ihrer Nähe lässet sie in mir selbst aufgehen und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie alles, was ihr täglich sehet, mit leiblichem Auge!

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorwort des Herausgebers.	V
Sprüche in alphabetischer Ordnung.	1
Der Kanarienvogel.	7
Die Stände.	33
Der Bauernstand.	34
Der Fürst und der Bauer.	36
Häuslichkeit des Bauernstandes.	37
Der Landwirth.	38

Seite
Der Handwerksstand. 43
Der Handwerksmeister. 44
Entstehung und Ausbildung des Handwerksstandes . . . 45
Das Wandern des Handwerkers. 48
Sebastian Pflug. 51
Rechter Kaufmannssinn. 70
Der gebesserte Kaufmann. 71
Das Schneeglöcklein. 74
Die Hyazinthe. 75
Frühling. 77
Die Mutter mit ihren Kindern an einem Maymorgen. . . 77
Im Junius. 78
Sommerlied. 79
Herbstlied. 80
Im Herbste. 81
Der Winter. 82
Winterlied. 83
Die Geschichte der heiligen Genovefa. 84
Lieder. 98
Sankt Augustin. 112
Polykarpus, oder das Reich der Wahrheit. 113
Die Treue. 114
Das Amen der Steine. 115
Die Spinnen. 116
Kannnitverstan. 119
Der gesegnete Kirchgang. 122
Die Biene und die Bremse. 124
Die Sonne und der Wind. 124
Der Staar und die Ringeltaube. 125
Die besonnene Müllerin. 126
Johanna Sebus. 128
Unglück der Stadt Leiden. 129
Der Mensch in Kälte und Hitze. 131
Unser Herr am Gotteskasten. 134
Zu dem Evangelium vom Pharisäer und Zöllner 136
Brod und Salz segnet Gott. 137
Spinnerlied. 138
Die Spinne an's Mägdlein 139
Die Spinnkunst. 139
Der Vogelschlag. 141
Die Kinder in der Spinnstube. 167
Die barmherzige Wittwe. 171
Frau Behrens. 172
Der Rhein. 173
Gleichnisse: 1) Die beyden Wege. 175
2) Die Kanarienvögelchen. 176
3) Die Lieblingsblumen. 178
4) Das heimathliche Licht. 181
5) Der Blinde. 183

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rebau, Heinrich

Der rheinländische Kinderfreund Ein Festgeschenk für fleißige Kinder zum Haus und Schulgebrauch

Mannheim 1825

Paed.pr. 2786
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760761-5